Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Jacques-Philibert Rousselot de Surgy

Die Abwechselungen des Glücks und Unglücks

Erster Theil

Hof: bey Johann Gottlieb Vierling, 1771

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236

Band (Druck) Freier Zugang

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1771851236/phys_0001
DFG

fehlt bei Holzmann
u. Bohatta.

Onve
12815

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0002
DFG

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0005
DFG

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0006
DFG

J.-Ph. Rousselot de Surgy

Die Abwechselungen des Glücks und Unglücks,

oder

Erzählungen

würklicher moralischer

Begebenheiten.

Aus dem Französischen übersetzt.

Miseris succurrere disco.

Virgil.

bei Kayser anonym

GROSSH. REGIERUNGSBIBLIOTHEK SCHWERIN

Erster Theil.

HOF,
bey Johann Gottlieb Vierling, 1771.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0007
DFG

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker

http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1771851236/phys_0008

DFG

Vorrede.

Fast täglich zerbricht sich ein Romanenschreiber den Kopf, ein Gewebe von seltsamen Begebenheiten auszusinnen, deren Helden eine eben so entzündete, als erhabene Einbildungskraft, oder auch eine Ausschweifung ausgeheckt hat, welche gemeiniglich alle Menschheit übersteigt, oder aller Vernunft ganz und gar zuwider ist. Mithin ist der Eindruck, welchen dergleichen erdichtete Personen machen, ohngefähr von eben der Art, wie die Vorstellungen in einem Trauerspiele,

über welche sich der Fontenelle folgender massen ausdrücket: „Man mag von „ der Stärke eines Schauspieles, wie „ gemeiniglich jedermann davor hält, „ noch so sehr hingerückt seyn; und die „ Einbildungskraft und Sinnlichkeit, „ mögen die gesunde Vernunft auch „ noch so sehr zu bestürmen suchen; so „ bleibt nichts destoweniger in dem „ Verstande, allemal was zurück, ich „ weis nicht, wie ich es nennen soll, „ welches von der Unwahrheit dessen „ zeuget, was man siehet.„

In einem Romane, in welchem der Verfasser keine andere Absicht hat, als die Leser zu belustigen, glaubt jener, er habe seinem Zwecke ein völliges Gnügen geleistet, wenn er die Geburt seiner Einbildungskraft, der Widersprüche der Familie, Hitze der Leidenschaften und unzählig vielen andern

klei-

kleinen Schwierigkeiten, denen er glücklich auszuweichen, oder sie zu überwinden, gewust, nur endlich zu einem glücklichen oder unglücklichen Zwecke, wie es die natürlichen Belohnungen der Tugenden, oder Bestrafung der Laster erfordert, geführet hat. Allein, er mag sich so sehr bemühen, als er nur will, und auch alle mögliche Vorkehrungen anwenden, so wird man jederzeit denjenigen Leitfaden bemerken, an welchem alle Personen eines solchen Schriftstellers gleichsam geleitet werden, und welchen dieser beständig in seinen Händen hat. Nichts desto weniger ist er allemal glücklich, wenn er nur nicht in den Herzen junger Leute, welche zu der Zärtlichkeit geneigt sind, das Feuer zu einer solchen reitzenden Leidenschaft anzündet, welches mehr reitzend als abschreckend ist, die Seele erweicht, und

sie von einem unglückseligen Verlangen durchdringet, an statt, daß es selbige gegen die Gefahr der Liebe sichern sollte: Denn in diesem Falle ziehet es sich, so zu sagen, jederzeit gegen eine jegliche andere Leidenschaft zusammen, die nicht mit der von gleicher Art ist, von welcher es ursprünglich angeflammet worden. Mitleiden, Zärtlichkeit und alle sanfte Gemüthsbewegungen, welche zur Tugend führen, ohne, daß eben Gewalt darzu nöthig ist, können alsdenn keinen Zugang in ein Herz finden, welches von einer solchen Empfindung voll ist, die alle übrigen Empfindungen verdringet.

Man hat also in dieser Absicht das gegenwärtige Werk verfasset, oder vielmehr nur den Auszug von demselben in moralischen Erzählungen geliefert,

fert, damit edle Empfindungen des Mitleidens, der Großmuth, Gutthätigkeit, welche das Leben der Seele und die wahre Verbindung unter den Menschen sind, in den Gemüthern der Leser erreget werden möchten. Es stellet also dieses Werkchen eine Gallerie von rührenden Gemählden vor, welche der Betrachtung weiser Personen gewiß nicht unwürdig sind: und diese bestehen entweder in der Betrachtung unglückseliger Menschen, welche das unerbittliche Schicksal, oder auch die Zerstreuung und Verwirrung ihrer eigenen Vernunft, verfolgt.

Denn bald ist ein Seefahrender in unbekannte Länder verschlagen, wo er unter den Wilden lebt, mit seinem grausamen Schicksale zu streiten hat, welches ihn unabläßlich plagt, und

wider welches er alle Leibeskräfte anwendet, wie nicht weniger auch alle Scharfsinnigkeit des Geistes, so wohl sein elendes Leben zu erleichtern, als den immer näher und näher heranahenden Todt zurück zu halten.

Bald erblickt man einen vernünftigen und gelassenen Mann in den Ketten der Sclaverey, womit ihn die Verläumdung beleget hat, oder wenigstens ist er doch in so ferne seiner Freyheit beraubt, daß ihm die angenehmen Vorstellungen zu Wasser geworden sind, mit denen er sich schmeichelte; welcher aber nichts desto weniger in der Aufrichtigkeit seines Gewissens und der angenehmen Freundschaft (a) diejenige Be-

(a) Der Inhalt der spanischen Geschichte, welche den Titel hat, Heldenthaten der Freundschaft,

Beruhigung aller seiner Unglücksumstände findet, die er bisher mit Gelassenheit getragen, oder sich ihnen ganz getrost in seinen schweren Ketten überlassen hat. Weswegen man denn glauben sollte, man sähe den Socrates, mit einer heitern Mine, den Giftbecher trinken, oder auch den Cato, welchen die abscheuliche Sclaverey zum Selbstmorde verleitet.

Das Schauspiel beschäftiget sich nachher mit ein paar tugendhaften Ehe-

---

und in dem ersten Bande des Journal encyclopedique pour le mois de Decembr. 1768. unter dem Titel: l'amitié malheureuse erschienen, ist von dem Herrn Arnaud verfasset, welcher eben diese Materie abgehandelt hat, so wie sie in dem Journal Helvetique abgedrucket ist.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0015
DFG

leuten, deren frühzeitigen Todt in allen und jeden zärtlichen Herzen gemeiniglich Betrübniß und Schmerz erreget.

Wenn man noch ein wenig weiter lieset, so erblickt man einen rechtschafenen Mann, auf welchen das Unglück schon von seiner Wiege an, mit aller seiner Bosheit zu dem Ende gelauert hat, um ihn bis zu seinem Sarge zu verfolgen, bey welchem er endlich unter den Streichen des widrigen Schicksals, welches die Quelle seines Glückes zu eben der Zeit austrocknete, als er dieselbe kaum entdeckt hatte, stehen bleibet.

Dem betrübten Anblicke dieses Elenden folgen ein paar Entwürfe, deren

ren einer den Triumph der Tugend über die Liebe schildert, der andere aber, die Verbindungen der lebhaftesten Zärtlichkeit mit der ausnehmendsten Grausamkeit. Diese letztere lehret, um wie viel edler, herzhafter und beruhigender es vor eine rechtschaffene Seele ist, das Unrecht vielmehr zu erdulden, als sich einer übereilten Rache zu überlassen, welche uns der allerschmerzhaftesten Reue und Gewissensbissen ganz unfehlbar aussetzet.

Die gegenwärtige Sammlung ist endlich nichts anders, als eine Zuflucht des menschlichen Verstandes in Unglücksfällen; eine Erzählung würklicher moralischer Begebenheiten, oder ganz kurz, ein Spiegel des menschlichen

chen Lebens, in welchem man ganz deutlich sehen kann, daß die Menschen, wenn sie anders glückselig seyn wollen, sich nach weiter nichts zu bestreben haben, als tugendhaft zu seyn.

Uebrigens enthält eine jedwede Geschichte nebst ihrer angenehmen Erzählung, einen solchen Unterricht, deren Würkung um desto zuverlässiger ist, weil alle Personen, von welchen hier gehandelt wird, würklich gelebt haben, und nicht erdichtet sind. Auch ist keine unter allen diesen Begebenheiten, welche nicht allen und jeden unglückseligen Personen zu einer tröstlichen Lehre und denen, die es leicht werden können, nützlichen Unterrichte gereichen könnte; endlich auch ein augen-

genscheinliches Beyspiel von der Vergänglichkeit der Dinge dieser Welt.

Einige von diesen Begebenheiten, ob sie gleich sehr wundersam scheinen, und noch niemals durch den Druck bekannt gemacht worden, sind durch das Zeugniß dererjenigen Personen bestätiget, welche sie selbst erfahren, oder auch durch die Nachrichten derer, die zu eben der Zeit gelebet haben. Die übrigen aber sind aus den öffentlichen Geschichten bekannt.

Endlich wird ein jedweder Leser von selbsten leicht einsehen, daß man ihm hier keine andere, als lauter auserlesene Begebenheiten vorlegt, das ist, solche, an welchen der menschliche

Ver-

Verstand oder Einbildungskraft keinen andern Antheil haben, als daß man sich bemühet hat, sie der Welt unter angenehmen und rührenden Farben darzustellen.

Inhalt

Inhalt
der Hauptstücke und Artickel,
welche in dem erstern Theile enthalten sind.

I. Wunderbare Begebenheiten des Mendez Pinto auf seinen Reisen.

Vorbericht Seite 1.

Hauptstück 1. Bewegungsursachen des Verfassers, zu seinen Reisen. Wie er von einem französischen Seeräuber gefangen, und nackend auf der Küste ausgesetzt wird. Streit mit einem türkischen Schiffe; abscheuliches Beyspiel der Schwärmerey; und löbliches Beyspiel der Dankbarkeit. S. 3.

Hauptst. 2. Streit des Schiffes, auf welchem sich der Verfasser befindet, mit einigen türkischen Galioten. Wie er in die Sclaverey geräth, und öffentlich verkauft wird. Eigennützige Geschicklichkeit eines mahometanischen Docktors, aus welcher ein grausamer Aufruhr entsteht. Pinto rettet sein Leben; Mittel, wo durch er davon kommt. S. 14.

Hauptst. 3. Pinto wird abermal auf öffentlichen Markte an einen griechischen Juden verkauft, welcher ihn fast in Verzweifelung bringet. Wird nachher an einen andern Juden verhandelt; reiset nach Goa, geräth in die Gefangenschaft; wird wieder

 frey:

frey; begiebet sich nach Malacca. Geschäfte, welche ihm aufgetragen werden. S. 18.

Hauptst. 4. Sonderbahre Begebenheit, welche Pinto erlebt; Geschichte eines betrübten Schiffbruches, und aus demselben erfolgendes äusserstes Elend. Pinto verbindet sich mit dem Faria, einem berühmten Ostindienfahrer. Reise, welche er unternimmt; und was darauf erfolgt. S. 22.

Hauptst. 5. Wie Pinto aus seinen vergnügten Umständen in grosse Betrübniß gesezt wird. Wie er dem Tode entgeht. Grosses Elend, in welches er geräth. Wie er zu einer Frau gelanget, die ihm das Leben rettet; und was er von ihr für Wohlthaten genießt. S. 29.

Hauptst. 6. Neue Verbindung des Pinto mit dem Faria. Gutthätigkeit dieses Seefahrers. Blutbad und Eroberung eines indischen Handelsschiffes. Besondere Gutherzigkeit eines armenischen alten Mannes. Dessen Geschichte. S. 36.

Hauptst. 7. Blutiger Sieg, welchen Pinto und seine Gefährten erhalten. Zu was für Streitigkeiten er Anlaß giebt. Seltsame Geschichte eines Seeräubers. Geschichte eines wilden Chinesers; sein trauriges Ende. S. 51.

Hauptst. 8. Schiffbruch des Verfassers. Betrübter Zustand, in welchen er mit seinen

nen Gefährten geräth. Wie sie von ihrem Befehlshaber getröstet werden. Bewundernswürdiges Beyspiel einer edelmüthigen Seele. Durch welchen Zufall sie Lebensmittel und ihre Freyheit wieder erlangen. S. 59.

Hauptst. 9. Der Verfasser und seine Gefährten verbinden sich mit einem chinesischen Seeräuber. Wie sie den Coja Acem antreffen. Seltsame Mischung des Mitleidens und der Grausamkeit. Grausames Gefechte. Verwegenheit des Faria. S. 69.

Hauptst. 10. Verschiedene Unternehmungen des Faria und Pinto. Ihr Schiffbruch. Wie Faria in der See umkommt. Schilderung dieses tapfern Mannes. Wie Pinto der Gefahr entgeht. S. 87.

Hauptst. 11. Elender Zustand, in welchem sich Pinto und seine Gefährten befinden. Was sie für einen Beystand erhalten. Neue Uneinigkeit. Wie sie gegeisselt werden. Abgeschmackter Streit, welcher unter ihnen entsteht. Betrübte Folgen daraus. S. 93.

Hauptst. 12. Wie sich der Verfasser und seine Gefährten ihrer Freyheit bedienen. Besondere Begebenheit, die dem Pinto wiederfährt. Was für Vortheil er daraus erhält; wie er aus der Sclaverey befreyet wird. S. 104.

Hauptst. 13. Der Verfasser und seine Gefährten gehen zu Schiffe; neue Widerspen-

stigkeit; abermaliger Streit; dessen Betrübte Folgen. Streit, in welchem fünf Portugiesen ums Leben kommen. Wie sie durch Sturm auf eine Insel verschlagen werden. Pinto geht abermal zu Schiffe und leidet Schiffbruch. S. 117.

Hauptst. 14. Kläglicher Zustand des Pinto. Wie er und seine Gefährten in Verhaft genommen und zum Tode verdammet werden. Auf was Art sie begnadiget und auf freyen Fuß gesetzt werden. Pinto geht wieder nach Malacca. S. 123.

Hauptst. 15. Pinto fängt wieder an zu reisen. Geschäfte, welche ihm aufgetragen werden. Wie er einen abgesetzten König wieder auf den Thron setzt. Betrübtes Schicksal, welches fünf Portugiesen erleben. Abscheuliche Begebenheit, von welcher der Verfasser ein Augenzeuge gewesen ist. S. 132.

Hauptst. 16. Pinto wird von einem Portugiesen verleumdet, und geräth in schweren Arrest. Dienet einem Gesandten als Sclave. Abermaliges Unglück, welches ihm begegnet. Wie er von einem Seeräuber angegriffen wird; wem sie ihr Leben zu verdanken haben. S. 139.

Hauptst. 17. Pinto geht abermal nach China zu Schiffe; wird von Seeräubern angegriffen. Durch was für ein Glück, sein Leben gerettet wird. Leidet abermal Schiffbruch. Grausame Würkungen der Verzwei-

zweifelung. Wie Pinto auf einem Flosse sein Leben rettet. S. 151.

Hauptst. 18. Grausame Begebenheiten, welche Pinto erlebt. Wie er ans Land kommt; und drey seiner Gefährten von den Crocodillen gefressen werden. Wie er abermal in die Sclaverey geräth; und wieder aus derselben errettet wird. S. 155.

Hauptst. 19. Pinto versucht abermal sein Glück. Dienet unter den Truppen des Königs von Siam; kehret wieder nach Malacca, und endlich nach Lissabon zurück. Was er durch sein Bitten bey dem Hofe von Portugall ausgerichtet. S. 159.

II. Die Heldenthat der Freundschaft, eine neue spanische Geschichte. S. 166.

III. Montaleb und Lela, oder das eines bessern Schicksals würdige Ehepaar. Eine Begebenheit aus der africanischen Geschichte. S. 189.

Inhalt
des andern Theils

I. Der rechtschaffene Unglückselige.

Hauptst. 1. Geburt des Verfassers. Wie er sein Vaterland verläßt. Gefährlichkeiten in die er geräth. Vortreffliches Beyspiel der Freundschaft. Wie der Verfasser die Kinder Pocken bekomt; und was für

Folgen aus dieser Krankheit entstehen. S. 227.

Hauptst. 2. Der Verfasser wird bestohlen, und geräth in grosse Dürftigkeit. Unglückliches Mißverständniß. Seltsamer Vorfall, welcher ihm in einem Kloster begegnet. Schilderung der Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Klosterlebens, S. 241.

Hauptst. 3. Der Verfasser geht nach Melun zu Schiffe. Was für Anschläge er gefaßt hat, in was für elende Umstände er geräth; und wie er Gelegenheit erhält, sich etwas zu verdienen. Beyspiel einer sonderbaren Gutthätigkeit. S. 255.

Hauptst. 4. Der Verfasser erlangt die Stelle eines Informators. Betrübter Zufall, durch welchen einer von seinen Untergebenen ums Leben kommt. Wie er angeklagt wird, daß er ihn ermordet hätte, darüber ins Gefängnis kommt, und aufgehangen werden soll. Fürchterliche Beschreibung der Gefängnisse. Wie er mitleidige und freygebige Personen anspricht. Vorfall, welcher ihm in seinem Arreste begegnet. S. 269.

Hauptst. 5. Erzählung eines Beyspiels von einer hitzigen Gemüthsart. S. 281.

Hauptst. 6. Der Verfasser erhält seine Freyheit wieder, und kommt in Dienste. Was für Unrecht ihm daselbst geschiehet. Er gehet darauf nach Paris, wird daselbst mit Gewalt

Gewalt zum Soldaten gemacht. Unempfindlichkeit seiner Eltern gegen ihn. Hierauf geht er nach Corsica zu Schiffe und wird abgedankt. Seit. 306.

Hauptst. 7. Der Verfasser entschließt sich zur See zu reisen, und geht zu Marseille zu Schiffe. Auf eine wie kluge Art er einem Seeräuber entgeht. Kommt nach Aleppo, und von da nach Bassora. Besonderer Vorfall, welcher ihm begegnet. S. 321.

Hauptst. 8. Der Verfasser geht nach Indien zu Schiffe. Abscheulicher Sturm, welcher ihm begegnet. Harter Streit mit den Seeräubern. Wie das Schif, worauf er sich befindet, aufgebracht, und er gefangen wird. S. 336.

Hauptst. 9. Der Verfasser nebst verschiedenen unglücklichen Leuten werden in ein häßliches Gefängniß geworfen. In was für Dürftigkeit sie gerathen. Schilderung ihrer Verzweiflung. Wie die mehresten von ihnen sterben, und auf was Art der Verfasser beym Leben erhalten wird. S. 346.

Hauptst. 10. Der Verfasser erhält seine Freyheit wieder, und begiebt sich nach Surate. Geringes Ueberbleibsel der Regierung dieser Stadt. Besondere Wirkung der Handlung. Traurige Begebenheit, welche ihren Verfall verursachet. S. 362.

Haupt. 11. Der Verfasser begiebt sich nach der Küste von Coromandel und geht in Dienste. Wie er in einem Gehölze hart verwun-

verwundet wird und in Ohnmacht liegt. Durch was für einem Zufall er wieder zurecht gebracht, und in Verhaft genommen wird. S. 371.

Hauptst. 12. Der Verfasser wird von einem Indianer zu einem Schmause eingeladen. Blutige Begebenheit, wodurch die Lustbarkeit gestöret wird. Betrübte Würkung des Aberglaubens. Wie der Verfasser vergiftet wird. S. 377.

Hauptst. 13. Der Verfasser geht wieder nach Europa zu Schiffe. Sein Schif wird von einem englischen Seeräuber angehalten. Der Verfasser verliehrt sein ganzes Vermögen, und geht nach Holland zu Schiffe. Verlegenheit, in welcher er sich befindet. Betrübte Nachrichten, die er aus seinem Vaterlande erhält. S. 385.

Hauptst. 14. Der Verfasser wird von den Seinigen nicht erkannt. Was für ein Proceß ihm gemacht wird. Und wie schlecht derselbe anfänglich läuft. Urtheil des Parlaments, wodurch er wieder zu seinen Recht gelanget. Verbindung, in welcher er mit seinen Angehörigen lebt, und was ihm für abermahlige Unglücksfälle begegnen. S. 393.

II. Der Triumph der Tugenden, oder Begebenheiten der Frau Marquisin von T** unter den Wilden. S. 409.

III. Die beyden Ausschweifungen der Liebe. S. 449.

Der

Der glückselige Reisende, oder Begebenheiten des Mendez Pinto, eines Portugiesen.

Vorbericht.

Der Eingang, welchen dieser Reisende der Geschichte seines Lebens (a) selbst vorgesetzt hat, macht eine nützliche Vorbereitung aus, welche den Leser auf eine vortheilhafte Art einnimmt. Denn nachdem er gegen das widrige

(a) Sie kam im Jahr 1628. in groß 4to heraus, und führet den Titel: Les Voyages avantureux de Fernand Mendez Pinto, traduits du Portugais. Es wird nicht nöthig seyn zu erinnern, daß man aus dieser Geschichte nur blos die merkwürdigsten Begebenheiten herausgezogen hat, wie denn solches der Leser vor sich selbsten ohnedem schon bemerken wird.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0029
DFG

Schicksal einige betrübte Klagen geführet hat, so drücket er sich nachfolgender massen aus:

„Ich danke dem Himmel, „sagt unser Pinto„ daß er mich von allen den „vielen Gefährlichkeiten endlich befreyet hat, „welche mich die ganze Zeit meines Lebens „hindurch umgeben haben. Denn seit den „Ein und zwanzig Jahren, da ich auf Reisen „gewesen, bin ich dreyzehnmal in die Sclaverey gerathen, und siebzehnmal verkauft „worden. Uebrigens ist mein Trost, daß „ich doch meinen Kindern zu ihrem Erbtheile „diese meine Nachrichten, als ein Beyspiel „meiner widerwärtigen Zufälle und Beständigkeit hinterlassen kann, welche vermögend „sind, in ihnen die Zuversicht auf den Beystand des Himmels zu erregen.„

Das erste Hauptstück.

Bewegungsgründe der Abreise des Verfassers; wie er von einem französischen Seeräuber gefangen, und nachher ganz nackend auf der Küste gelassen wird; worauf er nach Indien zu Schiffe gehet; auf seiner Reise mit einem türkischen Schiffe in Streit geräth, welches überwunden und aufgebracht wird. Grausames Beyspiel des Aberglaubens. Pinto wird nach Aethiopien geschickt. Rühmliches Beyspiel der Dankbarkeit. Hierauf gehet er abermal zu Schiffe, und erlebt einen unglücklichen Zufall.

Ich hatte bereits seit zehen bis zwölf Jahren in dem Hause meines Vaters nichts als Armuth und Elend ausgestanden, als einer von meinen Vettern, nachdem er einige Hofnung in meine natürlichen Gaben gesetzet hatte, mich mit sich nach Lissabon nahm, und mich daselbst bey einem vornehmen Hause in Dienste brachte. Dieses geschahe in eben dem Jahre, als man das prächtige Leichenbegängniß des Königes Emanuel, den 13. Decembr. 1521. begieng; dieses ist das älteste, worauf ich mich zu besinnen weiß. Uebrigens stimmete der Erfolg mit den guten Absichten meines Vettern so wenig überein, daß, nachdem ich anderhalb Jahre in Diensten gewesen war, ich in eine unglückliche Begebenheit verwickelt wurde, welche mich in die äusserste Lebens-Gefahr setzte. Ich ergrif

grif auch die Flucht in solchen Schrecken, daß, nachdem ich bey der Furt vor Pedra, einem kleinen Haven, in keiner andern Absicht angelanget war, als blos um dem Tode zu entgehen, und ich daselbst ein kleines Fahrzeug antraf, welches nach Setuval Pferde transportiren solte, ich sogleich den folgenden Tag zu Schiffe gieng.

Kaum aber, waren wir von den Küsten entfernet, so kam ein französischer Seeräuber auf uns zu, und bemächtigte sich fast ohne allem Widerstand unseres Schiffes; er ließ uns nebst der gesamten Ladung auf das Seinige transportiren, und diese letztere erstreckte sich höher als auf 100000 Rthlr. Er bohrte darauf unser Fahrzeug in Grund.

Wir merkten gar bald, daß wir zur Sclaverey bestimmet waren, und unsere Ueberwinder uns zu la Rache in dem Königreiche Marocco, verkaufen wolten. Denn hier hin transportirten sie Waffen, welche sie an die Türken verhandelten. Während den dreyzehen Tagen nun, da sie diese Absicht mit uns hegten, betrugen sie sich gegen uns sehr strenge. Am dreyzehnten Tage gegen Abend aber, entdeckten sie auf der Höhe ein Schif, auf welches sie die ganze Nacht hindurch so lange Jagd machten, bis sie dasselbe bey dem Anbruche des Tages erreicheten. Nachdem sie es nun mit vieler Herzhaftigkeit angegriffen hatten, so zwun-

gen

gen sie dasselbe endlich, sich zu ergeben, da sie denn 6. Portugiesen, und 10. oder 12. Sclaven getödtet hatten. Diese Eroberung, welche wenigstens 40000 Pistolleten werth war, würkte bey den Seeräubern den Schluß, mit denenjenigen von ihren Gefangenen wieder nach Frankreich zurück zu kehren, von welchen sie glaubten, daß sie sie zum Dienste auf der See gebrauchen könnten, die übrigen aber wurden in der Nacht auf der Rhede, Namens Melides, ausgesetzt. Ich befand mich unter der letztern Anzahl, und war gleich meiner übrigen Gefährten nackend und blos und voller Striemen, die man uns seit den vorhergehenden Tagen, mit der Peitsche verursachet hatte. In diesem betrübten Zustande langten wir den folgenden Tag früh zu St. Jaques de Lacen an, wo die Einwohner der Gegend unser Schicksal zu erleichtern suchten.

Nachdem ich allhier wieder zu Kräften gekommen war, so begab ich mich auf den Weg nach Setuval. Zu meinem Glücke fand sich daselbst fast zu eben der Zeit, da ich anlangte, eine solche Gelegenheit, daß ich einige Jahre hindurch gebraucht werden konnte; Der Versuch aber, den ich bereits zur See gemacht, hatte mir noch keinen Abscheu wider dieses Element beygebracht. Uebrigens sahe ich wohl ein, daß das alleräusserste, was ich etwan hoffen konnte, dieses war, daß ich wider die bittere Armuth gesichert wurde. Nun aber hörte ich, daß man allenthalben fast ohne Aufhören

von denen großen Schätzen schwatzte, die aus Indien kämen, und ich sahe auch würklich oft Schiffe ankommen, welche mit Golde und kostbaren Waaren reichlich beladen waren. Die Begierde also, mich vielmehr zu bereichern, als die Herzhaftigkeit oder der Ehrgeiz, wendete meine Augen auf diese Quelle der Reichthümer. Ich dachte also auf weiter nichts, als je eher je lieber zu Schiffe zu gehen, und zwar aus dem einzigen erwehnten Bewegungsgrunde; nun möchte es mir übrigens gehen, wie es wolte, so hätte ich doch bey noch so sehr veränderten Umständen, nicht viel zu verlieren.

Den 11ten März also gieng ich mit einer Flotte von fünf Schiffen ab, deren jegliches von einem Capitain commandiret wurde, welcher blos von sich selbst abhieng. Als wir nun bey dem Hafen Mozambick auf der africanischen Küste anlangten, so trafen wir daselbst einen Befehl des Vice-Königes in Indien an, vermöge welchen alle portugiesischen Schiffe, welche in eben dem Jahre anlangeten, gehalten waren, bey Diu einzulaufen, wo die Festung von einem Angriffe der Türken, bedrohet wurde. Ich befand mich auf dem Schiffe St. Roch, welches so gleich eben diesen Marsch nahm, und ich wurde mit unter denenjenigen benennet, welche zu Diu bleiben, und den Ort vertheidigen solten.

Sieb-

Siebzehn Tage nach meiner Ankunft liefen zwey Jagd-Schiffe nach dem rothen Meere, um sich zu erkundigen, was die Türken vor Bewegungen machten; und ich konnte dem Bitten eines von den beyden Capitainen, mit welchen ich in genaue Freundschaft gerathen war, nicht widerstehen, welcher von mir verlangte, daß ich ihn auf seiner Reise begleiten möchte. Er hatte auch einen Brief von dem Herrn Silveiro dem Commendanten der Festung, an den Barbosa bey sich, welcher ein portugiesischer Factor war, und in dem Hafen Arquico, an den äthiopischen oder abyßinischen Gränzen, wohnhaft war.

Wir reiseten zwar zu einer Zeit ab, da wir einen ziemlich starken Sturm hatten; nichts destoweniger aber langten wir auf der Höhe von Mazua ganz glücklich an. Hier erblickten wir gegen den Abend auf der Höhe ein Schif, auf welches wir so geschwind Jagd machten, daß wir ihm gar bald ziemlich nahe waren. Wir glaubten, es käme aus Indien, und waren daher nur blos Willens, unserm Befehle ein Genüge zu leisten. Als wir nun so nahe gekommen waren, daß wir einander zurufen konnten, so fragten wir den Capitain ganz höflich: ob die türkische Armee bereits aus Suez ausmarschiret sey. Die Antwort aber war sehr hart; denn wir erhielten dieselbe mit zwölf Canonenschüssen und Steinstücken, welche uns zu allem Glücke keinen andern Schaden zufügten, als daß un-

sere Segel nur ein wenig verderbt wurden. Bald darauf hörten wir, daß die Luft von einem verwornen Geschrey, dem Geräusche der Waffen und gar deutlichen Drohungen erschallete, vermöge welcher man in uns drang, daß wir näher kommen und uns ergeben solten. Allein dieser Vorfall verursachte uns nicht so viel Furcht, als Bestürzung. Man berathschlagte sich also ganz kurz und wurde einig, sich so lange mit der grossen Artillerie bis den folgenden Tag früh, weil dieses das sicherste Verfahren wäre, zu rächen; da alsdenn die Feinde desto bequemer bestritten werden könnten. Mithin eilte man ihnen die ganze Nacht hindurch nach, und ängstigte sie mit unsern Canonen; worauf sich denn bey Anbruche des Tages ihr Schif so übel zugerichtet befand, daß der Befehlshaber von selbsten, eben demjenigen Rathe folgte, den er uns ertheilet hatte, und sich uns ergab.

Die Feinde hatten 64. Mann bey diesem hitzigen Gefechte verlohren. Als nun die mehresten der übrigen sahen, daß sie auf das äusserste gebracht waren, so warfen sie sich ins Meer, so, daß von achtzigen, deren ihrer noch an der Zahl waren, nicht mehr auf dem Schiffe blieben, als 5 stark bleßirte, unter welchen sich ihr Schifscapitain befand.

Auf Befehl unserer beyden Befehlshaber wurde er also strenge vernommen. Endlich gestund er unter der Marter, daß er von Gedda einem

einem arabischen Haven käme, und die türkische Armee bereits in der Absicht von Suez ausmarschiret sey, Aden eher weg zu nehmen, als die Portugiesen in Indien anzugreifen. Als man nun die Heftigkeit der mit ihm vorgenommenen Marter verdoppelte, so gestund er ferner, daß er als ein Christ gebohren, die christliche Religion aber verlassen habe, daß er aus Majorca gebürtig und eines Kaufmanns Sohn aus dieser Insel sey. Als er sich nun vor 4 Jahren in eine schöne Türkin verliebt, so habe er in der Absicht die mahometanische Religion angenommen, um diese zur Ehe zu bekommen.

Wir redeten ihm hierauf ganz gelinde zu, den mahometanischen Unglauben zu verlassen, und sich wieder zu derjenigen Religion zu bekennen, auf welche er getaufet sey; alleine er antwortete ganz trotzig: er sey gesonnen, in der Religion seiner Frau zu sterben. Worauf denn unsere Capitains, durch diese seine Halsstarrigkeit dergestalt aufgebracht wurden, daß sie sich blos ihrem Zorne ergaben, ihm Hände und Füsse binden ließen, und, nachdem sie ihm selbst einen grossen Stein an den Hals gebunden hatten, ihn selbst ins Meer stürzten.

In dieser Erzählung sind wir dem Pinto, weil ihn diese Begebenheit nicht persönlich angeht, nur in so fern gefolgt, als er dieses grausame Verfahren der Liebe zur Religion beymessen will. Denn, kann ein solcher mit kaltem

Blute begangener Mord, wohl mit dem Eyfer der Religion entschuldiget werden, welche sich doch auf die Liebe des Nächsten gründet, von welcher ihr Stifter dadurch das vortreflichste Beyspiel geliefert hat, als er für seine Mörder bat? Allein dieses sind die Früchte der Intoleranz, welche gemeiniglich zu einer Schwärmerey verleitet, die nicht nur alle Vernunft unterdrücket, sondern auch zugleich die Menschen gröblich beleidiget.

Nunmehro war weiter nichts nöthig, als daß wir nur noch in den Haven Arquiko einliefen, um dem andern Punkte unsers Befehls ein Gnüge zu leisten. Unsere Befehlshaber entschlossen sich aber, zuvor zu Gottar in der Hofnung ans Land zu steigen, um daselbst neue Nachricht zu erfahren. Wir trafen allda einen Portugiesen an, welcher sich daselbst seit 3. Wochen auf Befehl des Barbosa aufhielt, der ihm einen Brief nebst dem Befehle gegeben hatte, denselben auf das erste portugiesische Schif zu geben, welches daselbst anlanden würde. Dieser Brief wurde uns also zugestellet. Der Barbosa bat in demselben, man möchte ihm doch von dem Schiffe einige Leute, auf die er sich verlassen könnte, bis nach der Festung Gyleitor zu schicken, wo er nebst vierzig andern Portugiesen darzu bestimmet wäre, die Wache bey der Prinzeßin Tigremahon, der Mutter des Aethiopischen Kayfers, zu haben.

Die

Die beyden Capitains der Jagd-Schiffe ernannten mich nebst dreyen andern darzu, um ihm den Brief des Commendanten von Diu zuzustellen. Wir reiseten also den folgenden Tag frühe ab, und den nächst folgenden wolten wir in einem Kloster bleiben, welches dem heiligen Michael gewidmet ist; wo wir von dem jungen Bernagues, des Gouverneurs dieses Theiles von Aethiopien Sohne, besuchet wurden. Er ritte ein Pferd, welches ganz prächtig geschmücket war, und hinter ihm folgten dreyßig Mann auf Maulthieren. Der Sattel seines Pferdes war ein Geschenk des Vice-Königs in Indien, welches ihm derselbe vor zwey Jahren geschicket hatte; und bey welcher Gelegenheit denn dieser junge Herr ein fürtrefliches Beyspiel seiner edlen Dankbarkeit und Freygebigkeit lieferte.

Denn der Portugiese Namens Chonora, welcher zu ihm geschicket worden war, um ihm dieses kostbare Geschenk zu überbringen, war, als er wieder zurück gereiset, zu Großcairo zum Sclaven gemacht worden. Nachdem nun Bernagues dieses sein Unglück vernommen, so hat er einen Juden hingeschickt, um ihn wieder loß zu kaufen; allein er war bereits vor Kummer in seinem Elende gestorben. Diese betrübte Neuigkeit war dem jungen Aethiopier dergestalt zu Herzen gegangen, daß er dem Chonara, in eben dem Kloster, worinnen wir uns damals befanden, ein prächtiges Leichenbegängnis veranstaltete, bey welchem mehr als 4000. Pfaffen

des Landes gegenwärtig waren; Ja es erstreckte sich seine Erkenntlichkeit gar so weit, daß, als er in Erfahrung gebracht, es habe der verstorbene zu Goa drey noch unerwachsene Töchter in armseligen Umständen hinterlassen, er ihnen ein Geschenk machte, welches nach unserm Gelde ohngefehr 300. Pistolletten betrug.

Am 2ten Octobr. langten wir zu Gyleitor an, wo uns Barbosa mit vielen Freudenbezeigungen empfieng. Wir wurden der Prinzessin vorgestellet, vor welche wir zu dem Ende nieder knien mußten, um ihren Fächer zu küssen, welchen sie in der Hand hatte. Sie bezeigte sich sehr gnädig, als sie uns sahe; und nebst vielen andern Fragen, welche so wohl den Pabst als die christlichen Könige betrafen, fragte sie uns auch, weswegen denn diese Herren so gleichgültig gegen das heilige Land wären, daß sie dasselbe unter der Bothmäßigkeit des türkischen Kayfers liesen, welcher doch der Feind unsers Glaubens wäre.

Währenden 9. Tagen, da wir zu Gyleitor gewesen waren, hatten wir öfters die Gnade gehabt, mit dieser Prinzeßin zu sprechen, welche denn, nachdem wir wieder unsern Abschied nahmen, uns 100. Gold-Queas schenkte, welche eben so viele Pistolletten betragen.

Wir kehrten also wieder nach dem Haven Arquiko zurück, wo uns unsere Jagden erwarteten,

teten, und wir giengen den 6. Novembr. mit einem Bischoffe von Aethiopien, welcher uns ersuchet hatte, ihn bis nach Diu mitzunehmen und welcher Willens war nach Portugall und Rom zu reisen, wieder ab.

Wir segelten an der Küste herunter, indem wir den Wind beständig auf dem Rücken hatten, und gegen Mittag kamen wir vor der Spitze von Goram vorbey. Als wir nun der Insel nahe kamen und neben den Klippen vorbey fuhren, so entdeckten wir drey Schiffe, welche wir anfänglich für Bracken oder ganz leichte Schiffe ansahen, dergleichen in diesem Lande die gewöhnlichsten sind: das Verlangen allein, von einigen Neuigkeiten unterrichtet zu seyn, bewog uns, auf sie zuzusegeln: und eine Windstille, welche mit einem male entstund, war vielleicht eine Gnade des Himmels, welche uns der Gefahr entziehen wolte. Wir aber eilten nach dieser Strecke dergestalt eifrig hin, daß, nachdem wir mit dem Winde, welcher in unsere Segel stieß, zugleich das eifrige Rudern verbunden hatten, wir gar bald nahe an die drey Schiffe gelangten, so, daß wir deutlich sehen konnten, daß es türkische Gallioten waren.

Das

Das zweyte Hauptstück.

Streit desjenigen Schiffes, auf welchen sich der Verfasser befand, mit drey türkischen Gallioten. Er wird gefangen genommen, und auf öffentlichen Markte feil geboten. Vorzügliche Geschicklichkeit eines mahometanischen eigennützigen Doctors, welcher einen heftigen Aufruhr erregt. Pinto entwischet, indem er bald das Leben dabey verlohren hätte: durch was für Mittel er errettet worden?

Wir hatten nicht so bald erfahren, daß wir an unsere Feinde gekommen waren, als wir mit Schrecken die Flucht ergriffen und gegen das feste Land segelten. Allein eben hierdurch eilten wir zu unsern eigenen Verderben, und gaben den Türken den Vortheil, daß sie einen Wind erhielten, welcher ihnen desto vortheilhafter war, und von welchen wir glaubten, daß er uns nüzlich seyn solte. Sie verfolgten uns also mit vollen Segeln so lange, bis sie uns auf einen Flinten Schuß nahe waren und strengten zugleich alle ihre Ruderknechte an, worauf sie uns denn in dieser Entfernung eine ganz vollkommene Lage aus allen ihren Canonen dergestalt gaben, daß unsere kleinen Schiffe in einen betrübten Zustand geriethen, durch diese Canonade wurden uns zehn Mann getödtet und sechs und zwanzig verwundet.

Hier-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0042
DFG

Hierauf kamen sie uns so nahe, daß sie uns von dem Hintertheile ihrer Schiffe ohne Mühe mit ihren Lanzen verwunden konnten. Nichts destoweniger fasseten die 42. von unsern übrig gebliebenen Soldaten, welche noch nicht verwundet waren, den Entschluß, als sie nemlich sahen, daß unsere ganze Wohlfarth einzig und allein von ihrer Tapferkeit abhienge, bis auf den letzten Mann zu streiten. Sie griffen also die vornehmste von den dreyen Gallioten, auf welcher sich der Soliman Dragut befand, mit ungemeiner Tapferkeit an. Der erste Angrif geschahe von unsern Hintertheile des Schifs auf das Vordertheil des ihrigen dergestalt heftig, daß sie in einer gar kurzen Zeit 27. Janitscharen erlegten. Als aber diese Galliote gar bald von den beyden übrigen Beystand erhielt, so wurden unsere beyden leichten Schiffe, alsbald mit einer grossen Menge Türken erfüllet; worauf denn das Mezeln dergestalt heftig wurde, daß von 54. der unsrigen, welche noch übrig waren, nicht mehr gesund blieben, als 11. von welchen über dieses noch den folgenden Tag zweye sturben, die die Türken in Stücken zerhieben, und diese an ihren Segelstangen als Siegeszeichen aufhiengen.

Man brachte uns also zu Morca auf, dessen Commendant der Vater von demjenigen Dragut war, welcher uns überwunden hatte. Die Einwohner des Orts empfiengen die Ueberwinder mit einem grossen Freudengeschrey. Uns führ-

führte man vor dem ganzen Aufzuge her so wie wir mit Ketten belegt und schwer verwundet waren; worauf denn der Bischof von Abyßinien den Tag nachher an seinen Wunden starb. Unser Elend wurde dadurch noch sehr vermehret, indem man unserer durch alle Gassen der Stadt hindurch, wo wir im Triumph aufgeführet wurden, auf das empfindlichste spottete. Als wir nun zu Abend nicht mehr aus der Stelle gehen konnten, so stürzte man uns, als es Nacht wurde, in ein finsteres Gefängnis, wo wir 17. ganzer Tage stecken mußten, ohne etwas anders zu unserer Nahrung zu erhalten, als jegliche Tage frühe ein wenig Habermehl, welches uns des Tages früh ausgetheilet wurde, und womit wir uns den Tag über behelfen mußten.

In diesem kläglichen Gefängnisse verlohren wir über dieses noch zween von unsern Leuten, welche wir des Morgens frühe todt antrafen, ohne daß wir einmal wußten, daß es so gefährlich mit ihnen stund. Der Stockmeister, welcher uns unser Essen bringen mußte, unterstund sich nicht, die todten Körper anzurühren, sondern gieng eilig hin und zeigte ihren Tod der Obrigkeit an, welche sie denn sogleich mit grosser Pracht aufheben, und durch alle Gassen der Stadt transportiren ließ. Nachdem sie nun mit aller möglichen Grausamkeit in Stücken zerrissen waren, so warf man sie ins Meer.

Die

Die Furcht nun, daß wir in diesem abscheulichen Gefängnisse, auf gleiche Weise sterben möchten, bewog unsere Herren, daß sie uns auf den Markt führen und daselbst öffentlich verkaufen liessen. Als nun das gesammte Volk hier versammlet war, so hatte ich, vermuthlich wegen meiner Jugend, zuerst die Ehre, feil geboten zu werden. Indem sich also die Käufer darstelleten, so verlangte ein Cacitz, oder Doctor, von höhern Stande, welcher deswegen für einen Heiligen gehalten wurde, weil er neulich von Mecca angelanget war, daß wir ihm statt eines Allmosen gegeben werden solten. Er schützte auch zu seinem Besten den Nutzen der Stadt vor, welcher er den Schutz des grosen Propheten versprach. Die Kriegsleute aber, zu deren Besten wir verkaufet werden solten, widersetzten sich dieser Forderung dergestalt trotzig, daß, als das Volk die Parthey des Cacitz nahm, ein solcher Aufruhr entstund, daß sich derselbe nicht eher endigte, als bis der Cacitz selbst, und ungefehr ausser diesem noch 600 Personen getödtet waren. Es fehlete auch nicht viel, daß wir nicht selbst der Wuth dieser gleichsam Besessenen aufgeopfert wurden. Indessen hatten wir doch noch das Glück, wieder zurück in unser Gefängniß geführet zu werden, wo wir es uns vor eine grosse Gnade hielten, als uns der Stockmeister wieder auf und annahm.

Das dritte Hauptstück.

Pinto wird abermal zum öffentlichen Verkauf feil geboten, und von einem Griechen gekauft, welcher ihn bis zur Verzweifelung bringet. Er kommt darauf zu einen Juden, reiset nach Goa, wird gefangen, wieder befreyet und gehet nach Malacca. Befehle, welche ihm aufgetragen worden.

Nachdem nun der Tragut, zum zweytenmal gelinde verfahren war, und sein Ansehen angewendet hatte, den Aufruhr zu stillen; so führte man uns auf den öffentlichen Markt und verkaufte uns, nebst unsern Geschütze und der übrigen Beute. Mein betrübtes Schicksal ließ mich in die Hände eines abtrünnigen Griechen fallen, dessen Andenken mir jederzeit abscheulich bleiben wird, denn währenden drey Monaten, da ich sein Sclave gewesen bin, hat er mir so grausam begegnet, daß, nachdem er mich zu verschiedenen malen zur Verzweifelung gebracht hatte, ich mehr als einmal Willens war, mich mit Gift zu vergeben. Die Ursache aber, weswegen ich von ihm befreyet wurde, war keine andere, als der Argwohn, den er von meinem Vorhaben gefaßt hatte. Weil er nun besorgte, er möchte dasjenige Geld verlieren, welches ich ihn gekostet hatte; so faßte er den Entschluß, mich an einen Juden von Toro zu verkaufen.

Mit

Mit diesen meinem neuen Herrn reisete ich nach Cassan, wohin er vermöge seines Gewerbes reisen mußte: Meine Sclaverey aber hätte nicht gelinder seyn können, wenn ich auch gleich einen Christen zum Herrn gehabt hätte. Von hier nahm er mich mit nach Ormus, welcher Ort an dem persischen Meerbusen liegt, wo ich denn mit vieler Freude vernahm, daß der Don Fernand von Lima, welcher mich kannte, Commendant des portugiesischen Havens war. Ich erhielt daher von meinem Herrn die Erlaubniß, mich ihm darzustellen. Dieser rechtschaffene Herr, wie auch der Don Pedro Fernandes, General-Commissarius in Indien, welcher sich damals auf der Insel Ormus befand, schossen zusammen und kauften mich wieder um eine Summe loß, welche ungefehr 400. Livres betrug.

Ja was noch mehr, meine Erlöser fügten zu dieser besondern Gnade, die sie mir erwiesen hatten, noch die Freyheit bey, daß ich nach meinem Gefallen, mich der Gelegenheit bedienen konnte, die sich denn bald ereignete, nach Indien zu gehen. Der Wind war uns auch dergestalt günstig, daß wir in siebzehen Tagen an der Küste von Diu anlandeten. Die Stadt dieses Namens war seit 28. Tagen von der türkischen Flotte belagert worden. Ausser diesem hatte ich das Unglück, mit demjenigen Schiffe, auf welchen ich mich befand, in die Gefangenschaft zu gerathen; allein diese meine Ge-

fangenschaft war eben von keiner langen Dauer. Die Lebens-Mittel waren auf der Flotte, wie auch in der Festung sehr selten, welche zu Wasser und zu Lande angegriffen wurde. Mich schickte man daher, nebst noch 11. andern, an die Küsten, und gab uns die Freyheit, zu gehen, wohin wir wolten. Wir hatten das Glück, Goa zu erreichen, nachdem wir 15. Tage sehr viel ausgestanden, und viele Barmherzigkeit derjenigen Städte und Dörfer genossen hatten, durch welche wir gekommen waren. Nach einem zwey monathlichen Auffenthalte zu Goa war ich so ziemlich glücklich, daselbst verschiedene vornehme Personen anzutreffen, welche sich meines betrübten Schicksales annahmen, und mir Briefe an den Don Pedro von Faria mitgaben, welcher Commendant in Malacca war, wohin ich auch nach drey Monaten reisete.

Diesem Herrn schien mein Schicksal zu Herzen zu gehen; allein ich genoß die Würkungen seiner Vertraulichkeit, in der ich mit ihm stund, nicht lange. Denn er schickte mich zu Schiffe nach dem Königreiche Pan, und gab mir zehntausend Ducaten mit, um den Thomas Lobo seinen Factor, in dieser Gegend, dieselben zu überbringen. Von da solte ich auf seinem Befehl nach Patane gebracht werden, welches noch hundert Meilen weiter ist. Er gab mir auch einen Brief, ein Geschenk an den König von Patane mit, nebst einer weitläuftigen

Com-

Commißion, mit demselben wegen der Befreyung von fünf Portugiesen zu tractiren, welche sein Halb-Bruder in der Sclaverey hatte. Ich reisete also in der angenehmsten Hofnung ab, und den siebenden Tag, nachdem wir ausgesegelt waren, erblickten wir die Insel Timan, welche ungefehr 90. Meilen von Malacca, und etwan 10. bis 12. Meilen von dem Bay des Janischen Reichs gelegen ist. Während der Zeit vernahmen wir auf dem Meere, noch vor der Sonnen Aufgange ein klägliches Geschrey, wovon wir aber die Ursache nicht vernehmen konnten, weil wir dasselbe nicht recht deutlich höreten. Ich wurde hiervon dergestalt gerühret, daß ich das Segel aufspannen ließ, um unsern Lauf, zugleich durch Hülfe der Ruder, nach derjenigen Seite hinzurichten, wo das Geschrey herschallete. Ich aber neigte mich mit dem Gesichte so sehr nieder, als es möglich war, damit ich desto besser hören und vernehmen möchte, wo das Geschrey herkäme. Nachdem wir nun unsere Beobachtungen eine geraume Zeit angestellet hatten; so sahen wir sehr weit von uns etwas schwarzes auf dem Meere schwimmen. Es war uns aber unmöglich, dasjenige genau und deutlich zu erkennen, was uns in die Augen fiel.

Nun waren aber unserer nicht mehr, als fünf Portugiesen auf dem Fahrzeuge, und nichts destoweniger waren die Meynungen fast eben so sehr unterschieden, was wir thun wolten.

Man stellte mir vor, daß, anstatt, mich in dergleichen gefährliche Untersuchungen einzulassen, ich vielmehr darauf bedacht seyn solte, dem Befehle des Gouverneurs nachzuleben. Als es mir aber unmöglich war, dergleichen furchtsamen Rathe nachzuleben, und ich über dieses glaubte, man sey vermöge der mir aufgetragenen Commission gehalten, mir zu gehorchen; so beharrete ich in dem Vorsatze, einen so besondern Vorfall genau zu untersuchen. Man eilete also nach der Gegend zu, wo dieses Klaggeschrey herschallete.

Das vierte Hauptstück.

Besonderer Vorfall, welchen Pinto erlebt. Geschichte eines betrübten Schifbruches, nebst der darauf erfolgten Dürftigkeit. Aufruhr, welchen der Verfasser erlebt hat, nebst den betrübten Folgen desselben. Streit mit drey reichlich beladenen Kaufarthey-Schiffen, und wie dieselben überwunden und aufgebracht werden. Pinto geht bey dem Faria, einen berühmten Ostindienfahrer, in Diensten. Seine unternommene Reise und deren Folgen.

Sobald die Sonne aufzugehen begunte, so sahen wir verschiedene Leute, auf Brettern auf dem Wasser umherschwimmen. So sehr nun unsere Leute bisher furchtsam gewesen waren, so mitleidig wurden sie, und waren die

die ersten, welche das Vordertheil des Schiffes gegen diese Elenden wendeten, welche uns 6 oder 7 mal antiefen: „Ach liebster Gott! Erbarme „ dich, erbarme dich.

Ich setzte also unsern Bootsknechten zu, ihnen so bald als möglich zu Hülfe zu eilen. Sie zogen sie auch einen nach dem andern mitten aus den Wellen des Meeres heraus, 14. Portugiesen und 9. Sclaven an der Zahl, deren Gesichtsbildung dergestalt erbärmlich verstellet war, daß wir uns vor ihnen fürchteten. Sie waren auch schon so schwach und abgemattet, daß sie nicht mehr auf den Füssen stehen konnten. Wir bemüheten uns also, ihnen so beyzustehen, daß sie bald wieder zu Kräften kamen.

Nachdem wir sie nun so weit gebracht hatten, daß sie wieder reden konnten, so sagte einer, Namens Fernand Gil Porcalpo: „der „ Gouverneur von Malacca hat mich, um „ diejenige Herzhaftigkeit zu belohnen, welche „ ich in der Belagerung dieser Festung bewiesen habe, in der Absicht nach den Molucci„ schen Inseln geschicket, um mich auf mancher„ ley Art zu meinem Glücke aufzumuntern; „ der Himmel aber, „ fuhr er fort, „ hat mei„ ne Reise bis dahin beglücket, daß ich im „ Stande war, von Ternate auf einem Kauf„ farthey-Schiffe abzureisen, welches 1000. „ Centner Pulver geladen hatte. Als wir nun

„ leyder! auf die Höhe neben der Insel Goa
„ kamen, so hatte ich das Unglück, daß ein
„ heftiges Donnerwetter entstund, welches
„ mein Schif, nebst allen den Meinigen, ver-
„ senkte. Jedoch, o göttliche Vorsicht, dei-
„ ne Rathschlüsse sind zwar erschrecklich, aber
„ nichts destoweniger verehrungswürdig, denn
„ von den hundert und sieben und vierzig Per-
„ sonen, dich ich am Bord hatte, sind nicht
„ mehr als die 23. gerettet, welchen Sie ihren
„ mitleydigen Arm gereichet haben. Uebrigens
„ sind bereits 4. Tage verflossen, seit welchen
„ wir in diesem elenden Zustande gewesen sind,
„ und ohne Schaudern kann ich nicht an die
„ betrübten Umstände gedenken, in welchen
„ wir seit denselben nichts anders genossen ha-
„ ben, als das Fleisch von zweyen Sclaven,
„ welche unter uns gestorben sind, und die uns
„ währender Zeit darzu gedienet haben, unsere
„ Kräfte nur in etwas noch zu unterstützen.

Das Vergnügen also, so vielen unglückse-ligen Leuten zugleich das Leben erhalten zu ha-ben, machte mir meine übrige Reise, bis zu der Stadt Pan, ganz angenehm, da ich denn dem Thomas Lobo die 10000 Ducaten über-lieferte, welche ich ihm überbringen solte. Als ich mich nun anschickte, meine Reise gegen Patane fortzusetzen, so begegnete dem Gouver-neur zu Malacca das Unglück, daß er alle die-jenigen Reichthümer verlohr, welche der Lobo in Händen hatte. Coja Gemahl der Gesand-

te

te des Königs von Borneo (a) an dem Hofe zu Pan, wo er sich bereits seit 3 Jahren aufgehalten hatte, ertappte den König, indem er mit seiner Frau Ehebruch verübte, und tödtete sie beyde, mit einem Stiche, indem er ihnen den Degen durch den Leib stieß. Dieser Todt war das Zeichen zu dem allgemeinen Aufstande einer ganzen Stadt. Das gemeine Volk verübte allerley Unfug und Grausamkeiten aus, deren Haupturſachen die Gewinnsucht zu seyn schien. Das portugiesische Comtoir wurde geplündert, und diejenigen ermordet, welche es in Verwahrung hatten. Der Thomas Lobo, konnte dem Blutbade auch nicht anders entgehen, nachdem er sieben Wunden mit dem Degen bekommen, als daß er sich in mein Schif retirirte, ohne daß er das geringste von seinen Waaren, welche in Gold und Edelgesteinen bestunden, und deren Werth sich über eine Million erstreckte, retten konnte.

Dieser Aufruhr, bey welchem in einer Nacht mehr denn tausend Personen ums Leben gekommen waren, wurde den folgenden Tag so sehr wieder rege, daß ich, um der Lebensgefahr zu entgehen, nach Patana absegelte, wo wir denn, mit einem guten Winde, in 6. Tagen anlangten.

(a) Eine Insel, welche zu den moluckischen gerechnet wird, weil sie diesen in der Nähe liegt.

Die Portugiesen, welche an dem Hofe zu Patane ziemlich stark waren, nahmen an dem Unglücke des Lobo, einen nur desto grössern Antheil, weil ein so grausames Beyspiel der Treulosigkeit der Indianer ihnen mehr denn zu deutlich vorstellete, was sie selbst von ihnen zu gewarten hätten. Sie begaben sich also zusammen nach dem Schlosse des Königes; und, nachdem sie diesem im Namen des Königs von Malacca ihre Klage vorgestellet hatten: so baten sie ihn auf das allerstandhafteste um die Erlaubniß, das Vergeltungsrecht, an allen Waaren des Königreiches Pan, die sich in seinen Staaten befänden, auszuüben. Welche Vorstellung auch dem Könige nicht unbillig schien.

Neun Tage darauf, erhielt man die Nachricht, daß in dem Flusse Calamtam, drey sehr reich beladene Kauffarthey-Schiffe eingelaufen wären, welche aus China kämen und daselbst verschiedenen panischen Kaufleuten gehöreten. So gleich also thaten sich 80 Portugiesen, nebst denenjenigen Leuten zusammen, die sich auf meinem Schiffe befanden. Wir rüsteten also zwey Jagd-Schiffe und ein rundes Schif aus, und liefen in aller Stille aus, damit niemand etwas von unsern Vorhaben erfahren möchte.

Den folgenden Tag langten wir in dem Flusse Calantam an, wo die drey Kauffarthey-Schiffe vor Anker lagen. Ihr Widerstand war

war anfänglich eben so lebhaft als unser Angrif; allein, ehe eine Stunde verlief, so hatten wir von den ihrigen 74. Mann getödtet, ohne daß wir von den unsrigen mehr als 3. verlohren hatten. Unsere Verwundeten aber, obgleich deren Anzahl ziemlich groß war, fochten nichts destoweniger beständig frisch fort und führten die Waffen. Weil nun die Feinde endlich stutzten, als sie einen so starken Verlust erlitten hatten, dahingegen aber bemerkten, daß wir beständig gleich an Kräften blieben; so gaben sie sich endlich gefangen und baten sich nur die einzige Gnade aus, daß wir ihnen das Leben schenken möchten.

Unser Zurückmarsch von Patane gliche einem würklichen Triumphe, denn wir hatten eine Beute von 2. Millionen gemacht. Nur verlangte der König, daß die Kauffarthey-Schiffe ihrem Capitain wieder gegeben würden; und wir erwiesen ihm dieses Merkmal der Dankbarkeit und Unterthänigkeit sehr willig. Nicht lange nachher, sahe man zu Patane ein leichtes Jagd-Schif ankommen, welches von dem Antonius von Faria zu Susa commandiret wurde. Dieser war der Vater des Gouverneurs zu Malacca, welcher mit einem Briefe und ansehnlichem Geschenke unter dem Vorwande ankam, dem Könige seine Danksagung für denjenigen Schutz abzustatten, welchen er den Portugiesen hatte angedeyen lassen; die eigentliche Ursache aber war, unsere Handlung

in

in seinen Staaten wieder auf einen guten Fuß zu setzen.

Antonius von Faria, dessen Tapferkeit und wichtige Unternehmungen seinen Namen allerdings berühmter hätten machen können, war ein armer Edelmann, welcher sich aber nach Indien, unter dem Schutze eines seiner Verwandten, von dem er zugleich seinen Namen führte, begeben hatte, um sich daselbst etwas zu erwerben. Er brachte nach Patane ungefehr vor 10. bis 12. tausend Thaler, Tücher und Nesseltuch mit, welche Waaren er bey verschiedenen Kaufleuten zu Malacca auf Credit ausgenommen hatte.

Diese Art der Handlung aber gewährte ihm bey dem Hofe zu Patane eben keinen sonderlichen Profit. Man rieth ihm also, er solte diese Waaren, nach Lugor schicken, welche eine volkreiche Stadt in dem Königreiche Siam wäre, wo eine grosse Menge von Kaufleuten bey der Gelegenheit zusammen käme, da vierzehn Könige dem Kayser zu Siam huldigen müßten.

Faria nahm also zu seinen Factor einen Portugiesen, Namens Baralho, an, welcher die Handlung ungemein wohl verstund: Diesem übergab er seine Waaren in einem kleinen Schiffe, welches er in dem Haven Patane miethete. Mit dem Baralho giengen über dieses noch

noch 16. Portugiesen, Soldaten und Kaufleute in der Absicht zu Schiffe, daß sie mit einem Thaler deren sechs bis sieben gewinnen möchten.

Von dieser glänzenden Hofnung ließ ich mich ebenfalls blenden und trat neben der vorerwehnten Gesellschaft diese unglückliche Reise zugleich mit an. Wir segelten mit einem günstigen Winde ab, und langten nach dreyen Tagen auf der Rhede von Lugor an; wo man uns aber versicherte, daß bereits in dem Haven mehr denn 1500. mit kostbaren Waaren beladene Schiffe angelanget wären.

Das fünfte Hauptstück.

Pinto wird aus einer schleunigen Freude in einen tiefen Schmerz versetzt. Auf was Art er dem Tode entgehet. Klägliche Umstände, in die er geräth. Wie er ein Frauenzimmer antrift, die ihm das Leben rettet. Was dieses vor eine gewesen, und welch Mitleiden sie gegen ihn bewiesen hat.

Wir bezeigten eben bey dem Mittags-Essen, über diese Zeitungen, die wir erfahren hatten, ein besonders Vergnügen, und waren eben gegen den Abend im Begriffe abzusegeln, als wir sahen, daß ein grosses Kauffarthey Schif, welches wir für ein portugiesisches hielten, aus dem Flusse ablief, und neben uns denselben

selben herunter fuhr, ohne sich die geringste Feindseligkeit merken zu lassen. Ehe wir es uns aber versahen, geschwind die Haacken an unser Schif warf.

Kaum waren wir fest gemacht, so sahen wir unten aus dem Boden des Schiffes 70. oder 80. Mohren heraus steigen, welche ein grosses Geschrey machten, und mit aller Macht auf uns loß feuerten. Von den achtzehn Portugiesen, deren unserer überhaupt waren, wurden 14. nebst 36. Indianern von den Unsrigen, gleichsam in einem Augenblicke getödtet. Meine drey Gefährten und ich, fasseten mit einander, den gemeinschaftlichen Entschluß, welcher uns noch übrig blieb, uns zu retten; und dieser bestand darinnen, daß wir uns ins Meer warfen und durchs Schwimmen das Ufer zu erreichen suchten, von welchem wir nicht weit entfernet waren.

Einer von den dreyen hatte das Unglück, zu ertrinken; ich aber nebst den beyden übrigen, gelangte zu den Ufer des Flusses. So sehr wir nun allerseits verwundet waren, so wadeten wir doch ganz glücklich bis mitten an den Leib durch den Schlamm. Endlich gelangten wir an ein Holz, in welchen wir einige Sicherheit zu erlangen glaubten, und von hier konnten wir die Grausamkeit der Mohren bemerken, die sie ausübten: Denn sie ermordeten 6. oder 7. von unsern Matrosen, welche hart verwundet waren;

ren; worauf sie denn in aller Eil alle unsere Waaren in ihr Schif transportirten, in dem unsrigen aber eine grosse Oefnung machten, es vor unsern Augen versenkten, und darauf sogleich wieder fort segelten.

In der grossen Betrübniß nun, in welcher ich nebst meinen beyden verwundeten Gefährten ohne alle Hofnung verblieb, niemals wieder gerettet zu werden, beschäftigte sich unsere Einbildungskraft mit der Vorstellung alles desjenigen, was während einer halben Stunde vorgefallen war, und worüber wir uns der Thränen nicht enthalten konnten. Nachher wurden wir so gar auf den Himmel, auf die Erde und auf uns selbst unwillig; den Heiligen thaten wir Gelübde, auf die Menschen aber, fluchten wir, uns selbst rissen wir die Haare aus, und zerschlugen uns das Gesicht.

Nachdem wir aber den Zustand, in welchen wir uns befanden, genau betrachtet hatten, und uns vornehmlich vor den wilden Thieren fürchteten, welche uns leicht in dem Holze aufstossen konnten, übrigens aber die Schwierigkeit einsahen, noch ehe es dunkel wurde, aus dem Moraste zu kommen, mit welchen wir umgeben waren; so fasseten wir den Schluß, uns wieder in den Morast zu begeben, und in demselben bis mitten an den Leib die Nacht über stecken zu bleiben.

So

Sobald den folgenden Tag darauf das Licht anbrach, so giengen wir an dem Ufer des Flusses herunter, bis wir an einen kleinen Canal kamen, durch welchen wir aber aus der Ursache zu kommen uns nicht unterstunden, weil derselbe sehr tief und mit einer grossen Menge Eydexen angefüllet war. Hier mußten wir also die Nacht über bleiben. Den folgenden Tag wurde unser Elend nicht erleichtert, weil das Gras so lang und der Erdboden des Morastes so weich war, daß wir uns nicht unterstunden, hindurch zu kommen. An eben dem Tage sahen wir einen von unsern Gefährten sterben, welcher von einer recht aufrichtigen Gemüthsart war, auf diesem Schiffe 10000 Thlr. verlohren, und welchen die Betrübniß über diesen Verlust eben so sehr aufgerieben hatte, als der klägliche Zustand, den er mit uns gemein hatte.

Nun war niemand von uns übrig als Baralho und ich. Wir bewcinten also die Leiche unsers unglückseligen Gefährten, sahen einander ganz betrübt an, und es schien, als ob wir alle beyde ihn wegen desjenigen unempfindlichen Zustandes beneideten, in den er versetzt worden war. Ja wir waren bereits dergestalt schwach, daß wir nicht einmal anders, als durch Seufzer zu uns reden konnten. Endlich erwarteten wir den Tod mit Verlangen, daß er unsern elenden Leben ein Ende machen möchte.

Gegen das Ende des 3ten Tages erblickten wir eine grosse Barke, welche durch das Rudern beweget wurde. Das erste, was wir also thaten, war, daß wir auf unser Angesicht fielen, und dem lieben Gott dafür dankten. Als uns nun die Hofnung wieder so viel Kräfte gegeben hatte, daß wir reden konnten, so baten wir die Ruderknechte, welche uns mit Entsetzen ansahen, daß sie uns mit sich nehmen möchten. Allein es schien, als ob sie vor uns vorbey wolten, ohne einmal zu antworten. Diese Unempfindlichkeit machte also, daß wir unser Geschrey und Seufzen verdoppelten. Hierauf kam eine alte Frau unten aus dem Fahrzeuge zum Vorscheine, welche durch unsere Betrübniß und Klagen dergestalt gerühret wurde, daß sie den Bootsknechten befahl, gegen das Ufer zu rudern, alsdenn auszusteigen, vollends durch den Fluß bis an das Ufer zu gehen, und uns auf dem Rücken zu dem Schiffe und zu ihr zu tragen.

Aus dem äusserlichen dieses Frauenzimmers, und ihren gebietherischen Reden bemerkten wir, daß sie die Eigenthümerin dieses Fahrzeugs seyn müßte. Nachdem wir nun in das Schif hineingebracht waren, so ließ sie uns denjenigen Beystand angedeyen, dessen wir, wegen unsers elenden Zustandes, bedurften; und als sie sahe, daß wir dasjenige ganz begierig verschluckten, was sie uns mit ihrer eigenen Hand zu

essen reichte, so war sie bemühet, uns zugleich mit ihrem Troste aufzurichten.

Ich verstund auch schon so viel von der malackischen Sprache, daß ich merken konnte, was sie zu uns redete. Denn sie ließ sich gegen uns verlauten, daß ihr unser Unglück alle diejenigen Unglücksfälle wieder zu Gemüthe führte, die sie ehemals ausgestanden hatte; daß sie nicht älter wäre, als 50 Jahr, daß unter denenselben nicht 6. wären, da sie nicht in der Sclaverey gewesen wäre; daß sie durch die Seeräuberey um 2 mal hundert tausend Thaler gekommen, ihren Mann und alle ihre 3. Söhne verlohren, welche der König in Siam von den Elephanten habe zerreissen lassen, und sie nach so vielen ausgestandenen Unglücksfällen, jederzeit betrübte und traurige Minen angenommen habe.

Nachdem sie uns nun ihre Unglücksfälle erzählet hatte, so wolte sie auch gerne die unsrigen wissen. Ihre Leute, welche unsere unglückselige Geschichte mit anhöreten, sagten uns, daß das grosse Schif, von welchem wir ihnen eben die Beschreibung machten, niemanden anders zugehören könnte, als dem Coja-Acem, einem Malabaren, welcher des Morgens früh gegen die Insel Ainan gesegelt wäre. Die indianische Dame, welche eben dieses vermuthete, fügte noch hinzu, daß sie zu Lugor diesen furchtbaren Mahometaner gesehen hätte;

daß

daß er sich gerühmet, viele Portugiesen umgebracht und seinem Propheten ein Gelübde gethan zu haben, daß er ihm alle diejenigen ohne Barmherzigkeit opfern wollte, welche in seine Hände fielen; und zwar, weil er einen Schif-Capitain, Namens Hector Silveira beschuldigte, daß dieser seinen Vater und zween von seinen Brüdern in einem Schiffe ermordet habe, welches er ihnen in den Gegenden von Mecca abgenommen hätte.

Ferner erfuhren wir, daß diese Dame die Wittwe eines Generals sey, welcher in des Königes Ungnade gefallen wäre. Ihr Vermögen, welches sie durch ein kluges Betragen wieder erworben hatte, setzte sie in den Stand, daß sie eine reiche Handlung mit Salz treiben konnte. Sie kam von einem grossen Schiffe, welches ihr auf der Rhede angekommen, aber zu groß war, als daß es in den Haven einlaufen konnte, weswegen sie denn ein Fahrzeug gebrauchen mußte, um auf demselben ihr Salz in die Magazine zu transportiren. Den Abend blieb sie in einem kleinen Dorfe, wo sie denn die Verfügung machte, daß uns das nothwendige die Nacht hindurch gereichet würde. Den Tag darauf nahm sie uns mit nach Lugor: und wir hatten diesem Frauenzimmer so wohl unser Leben, als die Heilung unserer Wunden zu danken. Sie gab uns in ihrem Hause ein Zimmer ein, und wir hielten uns daselbst 23. Tage auf, während welcher Zeit denn unsere

Wunden völlig geheilet waren. Die Sorgfalt, welche sie auf uns wendete, nebst einem so gütigen Betragen, war allerdings von der Art, daß wir es von dem allerchristlichsten Frauenzimmer nicht besser erwarten konnten. Als sie nun glaubte, daß wir im Stande wären, wieder nach Patane zurück zu kehren, so machte sie ihre uns erwiesenen Wohlthaten dadurch vollkommen, indem sie uns dem Eigenthümer eines indianischen Schiffes empfahl, welcher uns innerhalb 7. Tagen dahin brachte, und uns eben so gütig begegnete, als sie.

Das sechste Hauptstück.

Abermahlige Verbindung des Pinto mit dem Faria. Edle Gemüthsart dieses Seefahrenden. Hitziges Gefechte und Eroberung eines reich beladenen indischen Schiffes. Noch ein anderes Gefechte; nebst einer ausnehmenden Grausamkeit. Besondere Zärtlichkeit eines alten Americaners, nebst dessen Geschichte.

Von unserer Zurückkunft hatte man die Nachricht, bey allen Portugiesen zu Patane mit Ungedult erwartet, so daß der mehreste Theil derselben, sich eine so bequeme Gelegenheit zu Nutze gemachet hatte, einige von ihren Waaren nach Lugor zu schicken. Ueberdieses so schätzte man den Verlust unsers Schiffes auf zwo Millionen, welches Vermögen, nach der ge-

gewöhnlichen Hofnung 6. bis 7 mal so viel hätte einbringen sollen.

Antonio von Faria, welcher von Gemüthsart hitziger war, als andere, und weil er den glücklichen Erfolg unserer Reise als den Grund seines Vermögens angesehen hatte, fiel in eine unbeschreibliche Bestürzung, als er aus unsern Munde das Schicksal erfuhr, welches sein Schif gehabt hatte. Er schwieg länger als eine halbe Stunde stille, ohne ein Wort zu reden.

Nachdem er nun während dieser Zeit seine Entschlüssungen gefasset hatte, so antwortete er denen, die ihn trösten wolten, daß er die Kräfte nicht hätte, wieder nach Malacca zurück zu reisen, und seinen Gläubigern vor das Gesicht zu kommen. Weil er nun ferner das Unglück hätte, daß er nicht bezahlen könnte, so glaubte er, es sey billiger, diejenigen zu verfolgen, welche ihm seine Waaren geraubt hätten, als solche ehrliche Leute, die durch ihr gutes Zutrauen gegen ihn sich unglücklich gemachet hätten, mit kahlen Entschuldigungen abzuspeisen.

Er sprang daher als ein wütender auf, schwur bey dem heiligen Evangelio, denjenigen zu Wasser und zu Lande aufzusuchen, welcher ihm sein Vermögen geraubt hätte, und dieser sollte es ihm hundertfältig wieder geben. Al-

le diejenigen, welche diesen Schwur mit anhöreten, lobten eine so edelmüthige Entschlüssung. Er fand auch unter ihnen viele junge Leute, die bereit waren, mit ihm zu gehen; andere aber boten ihm Geld zur Reise dar.

Faria nahm dieses Anerbiethen von allen an. Die Veranstaltungen zu der Abreise wurden also mit solchen Fleise gemacht, daß er nach einem Verlaufe von 18. Tagen ein Schif würklich ausrüstete und 55. Personen mit nahm, welche sich allerseits verschwuren, mit ihm zu überwinden oder zu sterben.

Unter dieser letztern Anzahl befand ich mich: Denn ich hatte keinen Dreyer in Vermögen, und kannte auch Niemanden, welcher geneigt gewesen wäre, mir Geld vorzustrecken, zu Malacca war ich mehr als 500. Ducaten schuldig, die ich von verschiedenen Freunden geborget hatte. Endlich besaß ich auch weiter nichts, als meinen Körper und an diesem hatte ich über dieses noch 3. Wunden, die mit einer Lanze gestochen und noch nicht einmal recht wieder geheilet waren.

Nachdem nun Faria sein Schif ausgerüstet hatte, so segelte er den 9. May 1540. würklich gegen das Königreich Chiampa in der Absicht aus, daselbst Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse herzuholen. Als wir nun einige Tage unterwegens gewesen waren, so langten wir

bey

bey dem Ausflusse, des Campoyre Flusses an, wo wir ein Schif antrafen, mit welchen der Abgesandte eines benachbarten Prinzen nach Siam gehen wolte. Auf diesem Schiffe hatte man uns nicht so bald erblicket, als man auf uns zusegelte. Der Abgesandte schickte ein Boot zu uns, ließ dem Faria sein Compliment machen und ihm einen sehr kostbaren Hirschfänger schenken, dessen Grif und Scheide von Golde waren, nebst 26. Perlen in einer kleinen Schachtel von eben dem Metalle. Ob wir nun gleich aus diesem stattlichen Geschenke, den Reichthum dieses Schiffes leicht ermessen konnten, und anfänglich willens waren, dasselbe anzugreifen; so war doch Faria von einer so edlen Denkart, daß er alle feindselige Gedanken fahren ließ, und es vielmehr bedauerte, daß er dem Abgesandten seine Erkänntlichkeit auf keine gleiche Weise konnte sehen lassen, als ihn ungehindert reisen zu lassen. Wir stiegen also an dem Ufer aus, um uns mit Wasser und Fischen zu versehen, alsdenn aber setzten wir unsere Reise neben den Küsten des Königreichs Chiampa noch ferner 3 Tage fort, ohne etwas dergleichen im geringsten anzutreffen, was wir wünschten.

Gegen das Ende des vierten Tages aber, nachdem wir bey dem Ausgange eines Flusses Anker geworfen hatten, so bemerkten wir ein grosses Kauffarthey-Schif, welches von dem hohen Meere her, gegen den Haven zusegelte.

Faria entschloß sich, es zu erwarten, ohne die Anker zu lichten, um so viel Zeit zu gewinnen, daß er es erst kennen möchte. Er steckte also die Flagge des Landes auf, welche in diesen Meeren das Zeichen der Freundschaft bedeutet. Die Indianer aber, an statt, daß sie eine solche Bezeigung der Freundschaft hätten erwiedern sollen, hatten uns nicht so bald erkannt, daß wir Portugiesen waren, als sie einen ungemeinen Lärm mit ihren Trommeln, Trompeten und Glocken machten, uns mit allerley Arten der Verachtung mißhandelten, und gar so weit giengen, daß sie uns auf ihrem Hintertheile des Schiffes, das bloße Gesäß eines Mohren-Sclaven sehen liessen.

Hierüber wurde Faria sehr aufgebracht; er verlangte also keine Erklärung weiter, sondern gab ihnen sogleich eine Lage aus seinen Canonen. Diese Begrüssung erwiederten sie aus fünf kleinen Stücken, die ihr ganzes Geschütz ausmachten. Nachdem wir nun aus dieser Verwegenheit ihre Stärke ermessen hatten; so entschloß sich Faria, weil die Nacht sehr nahe war, seine Unternehmungen bis den folgenden Tag anstehen zu lassen, um wegen der Dunkelheit nicht ohne Noth etwas zu wagen. Die Indianer verlohren aber hierdurch ihren Muth nicht, sondern legten ihr Schif nicht weit von dem unsrigen vor Anker.

Ungefehr zwo Stunden nach Mitternacht sahen wir auf dem hohen Meere etwas wanken, wir konnten aber nicht deutlich sehen, was es war. Faria lag indessen unten im Schiffe und schlief, man weckte ihn auf. Seine von Rache aufgeklärten Augen entdeckten gar bald drey Barken mit Rudern, die auf uns zu kamen. Er zweifelte also nicht, es wären dieses die Feinde des vorigen Tages, welche sich mehr auf ihre Arglistigkeit als Kräfte verliessen. Er befahl also, die Waffen zu ergreifen, die Feuertöpfe in Bereitschaft zu halten, und den Lunten wohl zu verwahren, um die Feinde in der Meynung zu lassen, daß wir noch schliefen.

Die drey Barken kamen uns indessen so nahe, daß wir sie mit einem Flintenschusse erreichen konnten; und als sie nunmehro auseinander liefen, um uns einzuschliessen, so hängten sich zwo deren an unser Hintertheil, und das dritte an das vordere Theil unsers Schiffes. Die Indianer kamen auch dermassen geschwind an Bord, daß in einer Zeit von einigen Minuten deren etwa 40. an unsern Schiffe waren. Nunmehro brach Faria unter dem Verdecke mit seinen auserlesenen Leuten hervor, und fiel die Feinde unter Anrufung des heiligen Jacobs, dergestalt an, daß er eine grosse Anzahl derselben gleich in der ersten Hitze nieder machte. Hierauf ließ er die Feuertöpfe, gar geschickt in die Fahrzeuge werfen, wodurch denn die übrigen gezwungen wurden, nachdem sie auf diese Wei-

se aufs Haupt geschlagen waren, sich ins Wasser zu stürzen. Wir sprungen also in die drey Fahrzeuge herunter, worinnen sich ohnedem nur noch wenige Mannschaft befand, weswegen wir sie denn mit leichter Mühe und fast ohne einigen Widerstand, erobern konnten.

Unter denen Gefangenen, die wir machten, waren einige Mohren, ein Türke und der Capitain des Schiffes, Namens Simislau, ein berühmter Seeräuber und Todfeind der Portugiesen.

Faria gab Befehl, daß der mehreste Theil derselben auf die Tortur gebracht wurde, um dasjenige von ihnen zu erfahren, woran uns seiner Meynung nach, wegen unserer Unternehmung gelegen war. Ein Neger bat daher um Gnade und sagte, er wäre ein Christ. Ferner berichtete er uns, daß er mit Namen Sebastian hiesse; von dem Don Caspard de Mello einen portugiesischen Schif-Capitaine gefangen gemacht worden, welchen Simislau vor zwey Jahren ermordet habe, ohne eines einzigen von seinen portugiesischen Leuten zu schonen. Daß dieser Seeräuber gehoffet, es mit uns eben so zu machen; und aus der Ursache alle seine streitbaren Leute in die Fahrzeuge gesetzt habe; weswegen er denn auf dem Schiffe nicht mehr als 30. chinesische Bootsknechte habe.

Das

Das betrübte Ende des Metello war dem Faria bekannt und er dankte dem Himmel, daß er ihn darzu erwählet habe, seinen Landsmann zu rächen. Er ließ also dem Simislau sogleich, vermittelst eines Knoten-Strickes (a) das Gehirne aus dem Kopfe pressen; mit welcher Todesstrafe dieser den Metello ebenfalls beleget hatte. Hierauf begab sich Faria nebst 30. Matrosen sogleich in eben die drey Barken, auf welchen der Feind angekommen war, und in denselben zu dem Schiffe; welches ihm denn zu erobern eben keine sonderliche Mühe mehr kostete. Diese Eroberung betrug, ausser den verschiedenen Waaren, ungefehr so viel als 20000. Pistoletten. Aus den verschiedenen Feuern, die wir auf den Küsten erblickten, muthmasseten wir, es möchten sich vielleicht die Einwohner dieser Gegenden aufmachen, uns anzugreifen: weswegen wir denn nicht säumeten, sondern in aller Geschwindigkeit absegelten. Wir fuhren also immer weiter beständig an der Küste von Chiampa herunter, weil Faria glaubte, er würde daselbst von den Coja-Acem einige Nachricht einziehen, welcher der beständige Gegenstand seiner Sorgfalt, Unternehmung und Rache war.

Wir

(a) Dieses ist ein Strick von mäsiger Dicke, in welchen viele Knoten gemacht sind. Man wickelt denselben denjenigen um die Stirne, welchen man zu Tode martern will, und windet ihn hinten mit einer Schraube zusammen.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0071
DFG

Wir erfuhren auch würklich, daß dieser Coja Acem in der Insel Ainan Handlung trieb, wo man ihn suchen müßte; weil alle Kauffarthey-Schiffe um diese Jahrs Zeit daselbst anzutreffen wären. Nun brauchte Faria keine weitere Bewegungsgründe, um sich so gleich zu entschliessen, gegen diese Insel zu segeln.

Den folgenden Tag wurden also einige Soldaten unter Anführung des Boralho auf das feste Land geschickt, um die Küsten zu recognoseiren, welche an dem Orte noch zu Cochinchine gehörten: diese berichteten, daß sie ein grosses Kauffarthey-Schif vor Anker liegend angetroffen hätten, und es habe ihnen gedeuchtet, als ob dieses Schif dem Coja Acem gehörte. Diese Vermuthung, welche sie dem Faria in aller Geschwindigkeit erzählten, verursachte diesem so viel Zufriedenheit, daß er, ohne einen Augenblick zu verlieren, so gleich die Anker lichten ließ und befahl, so gleich fort zu segeln; indem er jederzeit bey sich überlegte, und es ihm in Sinne schwebte, daß er der Stunde immer näher käme, da er gerächet seyn würde.

Wir kamen also diesem grossen Schiffe, in der größten Beruhigung des Gemüths immer näher, und wir glaubten, man würde uns für Kaufleute halten; welches denn auch geschahe. Ausserdem nun, daß wir gar nicht die Absicht hatten, unsern Feind durch einen falschen Schein zu hintergehen, so bemerkten wir,

wir, daß man uns von dem Haven, welchem wir nahe kamen, bemerkt hatte, und man mit allen Schiffen, welche sich daselbst befanden, uns entgegen kam.

Sobald wir nun an den indischen Küsten angelangt waren, so stiegen zwanzig von unsern Soldaten, welche nichts so sehr als diesen Augenblick wünschten, mit einem ziemlichen Lärmen aus, welcher sie denn der Mühe überhob, zu schlagen: denn der größte Theil unsrer Feinde wurde dadurch so in Schrecken gesetzt, daß er sich ins Wasser stürzte.

Indessen hatten sich doch einige von den Herzhaftesten zusammen gethan, um ihnen Widerstand zu leisten; Faria aber kam ihnen noch geschwind mit andern zwanzig Soldaten zu Hülfe, und machte diejenigen guten Theils nieder, welche sich unterstunden, Widerstand zu leisten. Mehr als 30. von ihnen blieben auf dem Platze; eine stattliche Equipage wurde erbeutet, und die Hitze unsrer Soldaten schonte keines von ihnen, ausser nur derer, die sich ins Meer gestürzt hatten, und die man nicht anders wieder heraus ziehen konnte, als wenn wir unsre eigene Schiffe dazu gebrauchten, wenn wir anders erfahren wollten, wer ihr Oberhaupt wäre.

Viere von diesen wurden gemartert; allein sie stunden diese Marter mit einer greulichen Hals-

Halsstarrigkeit aus, ohne ein Wort zu bekennen. Nun war man eben im Begriffe, eben diese Marter mit einem kleinen Knaben vorzunehmen, weil man glaubte, dieser würde eher etwas aussagen; ein alter Mann aber, welcher in dem Schiffe lag, schrie mit thränenden Augen, dieser Knabe wäre sein Sohn und er bäte daher höchlich, man möchte ihn doch zuvor anhören, bevor man dieses unglückselige Kind am Leben strafte. Faria befahl also, mit der Marter inne zu halten, nachdem er aber dem Vater versprochen hatte, daß er ihm das Leben, die Freyheit und alle seine Kaufmanns-Waaren wieder geben wollte, welche ihm gehörten, wenn er alles aufrichtig bekennen wollte; so schwur er auch zugleich, ihn wegen der geringsten Unwahrheit auf das allerhärteste zu strafen, und ihn so gleich nebst seinem Sohne ins Meer werfen zu lassen.

Der alte Mann wurde bis zum Thränen gerühret, und antwortete, er liesse sich dieses sehr gerne gefallen, und redete ferner zu dem Faria folgender massen: „Ich bin ihnen höch„lich verbunden, daß sie meinem Sohne das „Leben schenken wollen; denn für dasselbe bie„te ich ihnen das meinige sehr gerne dar: denn „dieses ist ja ohnedem ein solches Gut, aus „welchem man in einem solchen Alter ohne„dem nicht viel mehr macht, in welchem ich „mich bereits befinde. Ich überlasse mich al„so ihrem Versprechen ganz vollkommen, ob-

gleich

„ gleich indessen dasjenige Geständniß, von wel-
„ chem ich bemerke, daß sie es ausüben wollen,
„ dem christlichen Gesetze wenig gemäß ist,
„ in welchem wir doch beyderseits gebohren und
„ erzogen sind. „

Eine so wenig erwartete Antwort schien den Faria ein wenig in Verwirrung zu setzen; er ließ den Alten herkommen, von welchem er anfänglich geglaubt hatte, daß er ein Mahometaner sey; und weil er sahe, daß er eben so weiß war, als wir, so frug er ihn, ob er ein Türke oder Perser wäre. Indessen hatten wir uns allerseits aus Neugierde um ihn her versammelt, um seine Geschichte zu vernehmen: und er erzählete uns dieselbe ohngefehr folgender massen.

„ Ich bin von Geburt ein Armenier, und
„ auf dem Berge Sinai von ganz guten Eltern
„ gebohren, und heise mit Namen Mortan-
„ gen. Als ich nun ohngefehr vor zwey Jah-
„ ren in dem Haven Gedda (a) war, und zwar
„ mit einem Schiffe, welches mir zugehörete,
„ so ließ Solymann Bacha, Vice-König in
„ Cairo, welcher eben Diu belagern wolte,
„ dasselbe nebst vielen andern Kauffartey-Schif-
„ fen zu dem Ende wegnehmen, daß diese weg-
„ genommene Schiffe, sowohl seine Lebens-
mit-

(a) Ist eine Stadt in dem glückseligen Arabien.

„ Mittel als Kriegsbedürfnisse transportiren
„ sollten. Nachdem wir nun den Türken die-
„ sen Dienst erwiesen hatten, und ich von ih-
„ nen diejenige Belohnung verlangte, die man
„ mir versprochen hatte; so hielten sie mir nicht
„ nur ihr Wort nicht, sondern sie ergriffen auch
„ meine Frau und meine Tochter, und ich hat-
„ te die Betrübniß, vor meinen Augen zu se-
„ hen, daß sie geschändet wurden. Meinen
„ Sohn aber warfen sie aus der Ursache ins
„ Meer, weil er die Dreustigkeit gehabt hat-
„ te, ihnen ein so viehisches Betragen zu ver-
„ weisen.

„ Nachdem ich nun also mein Schif,
„ meine Frau, Kinder, und den größten Theil
„ meines Vermögens verlohren, den ich mit-
„ genommen hatte; so trieb mich die Verzwei-
„ felung dahin, daß ich mich zu Lande, nebst
„ diesem meinen Sohne, welcher der einzige
„ ist, den ich noch habe, nach Surata reti-
„ rirte. Von hier begaben wir uns nach
„ Malacca zu dem Schiffe des Don Garcie
„ von Saa; von welchem Orte wir denn wie-
„ der ab nach China, mit dem Sardiuha, ei-
„ nem portugiesischen Factor, auf den Molucki-
„ schen Inseln, wieder abgereiset sind. Wäh-
„ rend dem nun, da wir vor Anker lagen,
„ eroberte Oviay Tajano, der Besitzer eben
„ dieses Kauffarthey-Schiffes, welches sie jetzt
„ erobert haben, das portugiesische Schif in
„ der Nacht, und, nachdem er den Capitain

nebst

„ nebst allen seinen Leuten ermordet hatte, so „ brachte er es auf. Von den 27. Christen, „ deren wir überhaupt waren, war ich nebst „ meinem Sohne der einzige, welchem „ die Seeräuber aus der Ursache das Leben „ liessen, weil man von mir gehöret hatte, ich „ sey ein ziemlich guter Canonier.

Faria konnte diese Erzählung nicht anders, als mit grossen Erstaunen anhören: Mein Gott! Mein Gott! sagte er, es deucht mir nicht anders, als ob alles das, was ich hier höre, ein bloser Traum sey. Hierauf wendete er sich gegen seine Soldaten, und erzählete ihnen die Geschichte des Seeräubers. Dieser war einer der allergrausamsten Feinde der Portugiesen. Er hatte deren mehr, als hundert mit eigener Hand ermordet, und von ihnen wenigstens eine Beute von zehen tausend Ducaten gemacht. Ob er nun gleich Quiay Tajano hieß; so hatte ihn doch seine Eitelkeit dahin bewogen, seitdem den Titul eines Capitains Sardinha anzunehmen, als er diesen Officier ermordet hatte.

Bisher hatten wir diesen Seeräuber noch nicht gesehen; wir fragten also den Armenier, wo er denn hingekommen wäre. Dieser antwortete uns, er sey gefährlich verwundet und habe sich unten in dem Schiffe, nebst 6 oder 7 von seinen Leuten, unter dem Tauwerke versteckt. Faria gieng also gleich herunter. So bald ihn nun der Seeräuber merkte, und ihn

durch ein Loch reden hörte, wie er im Begriffe wäre, zu ihm zu kommen; so stellete er sich an die Spitze dieser seiner Leute und fiel uns dergestalt wütend an, daß, obschon die streitenden Partheyen sehr ungleich, und wir ihnen weit überlegen waren, das Gefechte fast eine Viertelstunde dauerte. Sie warfen auch ihre Waffen nicht eher weg, bis sie den Geist aufgaben. Wir verlohren von unsern Leuten zwey Portugiesen und 7. Indianer. Ueber dieses hatten wir 20. verwundete, unter welchen sich auch der Faria mit befand.

Nach diesem blutigen Siege liesse er also gleich wieder absegeln, und am Abend ländeten wir an einer kleinen wüsten Insel an, wo wir unsre Beute ganz ruhig theilten. Das Schif des Quay Tajano war mit kostbaren Steinen, wohlriechenden Holze und andern vortreflichen Waaren beladen; unter den vielen portugiesischen Kleidern, bewunderten wir auch eine Menge von Trink-Geschirren, Leuchtern, Löffeln und andern silbernen Gefässen, welche ehedem vielen von unsern tapfern Officiers gehöret hatten. Der Anblick aller dieser Reichthümer aber war nicht vermögend, dasjenige Mitleiden in uns zu mindern, welches wir gegen neun unerwachsene Kinder empfanden, die ohngefehr 6 bis 8 Jahr alt seyn mochten, und die wir in einem Winkel mit Ketten an ihren Händen und Füssen beschwehret, antraffen,

und

und von deren Schicksale man nichts erfahren konnte.

Das siebente Hauptstück.

Blutiger Sieg, welchen Pinto nebst den Seinigen erfochten. Streit, welchen er verursachet. Seltsame Geschichte eines Seeräubers. Eine andere merkwürdige Eroberung. Geschichte eines wilden Chinesers, und dessen trauriges Ende.

Nunmehro fieng Faria an, auf sein Glück ungleich mehr Vertrauen zu setzen, als bisher, und brannte stets von Begierde, den Coja Acem zu verfolgen; zu welchem Ende er denn den Entschluß faßte, wieder gegen die Küste Ainan zurück zu kehren, wo er ihn anzutreffen hofte.

Damit er aber auch vorhero nebst den Seinigen ein wenig ausruhen möchte, so liefen wir in einen Fluß ein, wo man uns einen guten Haven angezeigt hatte. Kaum aber waren wir einige Meilen in den Fluß hineingelaufen, so wurden wir von zwey grossen Schiffen angegriffen, welche mit gutem starken Winde und der Fluth auf uns zu kamen, und ins Meer wollten. Der Streit, welcher so gleich den Anfang nahm, war ungemein hitzig, und das Feuer aus den Canonen dauerte von beyden Seiten eine geraume Zeit fort. Bald darauf

schlug man die Hacken an, unser Verdeck wurde gar bald mit Leichen angefüllt, und wir sprungen also in das Kauffarthey-Schif. Faria bewieß Wunder seiner Tapferkeit, da indessen der Boralho bemühet war, das andere Schif in seine Gewalt zu bringen, welches denn ebenfalls gar bald, so wie das erste, in unsere Gewalt kam. Achtzig Indianer hatten hierbey das Leben eingebüßt; durch eine besondere Gnade des Himmels aber, hatten wir nicht mehr, als einen einzigen Portugiesen, und über dieses noch vierzehn Mann von den unsrigen verlohren.

Es ist poßirlich, daß Pinto immer in aller Frömmigkeit glaubte, der Himmel stünde ihm bey, da er doch nebst dem Faria die Seeräuberey trieb. Es ist dieses zwar ein besonders Beyspiel, allein gar gewöhnlich, daß die abergläubische Frömmigkeit und Heucheley, welche jederzeit nach dem begierig ist, was mit ihren zeitlichen Vortheilen übereinstimmt sich also beträgt, und nicht ermangelt, sich mit Donner-Keulen bewafnete Götter vorzustellen, welche bereit wären, demjenigen sich zu widersetzen, welcher sich unterstünde, etwas gegen ihren Namen und Ehre vorzunehmen.

Da nun eine grosse Menge Indianer, welche sich aus Furcht vor dem Feuer, ins Meer gestürzt hatten, und mit grossen Geschrey um Hülfe baten, unser Mitleiden und Sorgfalt erreicht hatten; so hörete man in demjenigen Schiffe, welches Boralho erobert hatte,

ein

ein sehr grosses Klag-Geschrey, welches unten aus dem Vordertheile des Schiffes zu erschallen schien. Als wir nun einige Boots-Knechte hatten herunter steigen lassen, so brachten dieselben 17. Christen, nemlich zwey Portugiesen, fünf kleine Kinder von 4 bis 5. Jahren, zwey Mädchens und 8. Knaben von 12 bis 15 Jahren, zum Vorscheine, welche allerseits mit Ketten belegt und mehrentheils nackend waren. Alle diese jungen Leute, welchen die Furcht so zu sagen, alle übrige Empfindung geraubt hatte, heulten zum Theil ganz erbärmlich, zum Theil dankten sie dem lieben Gott, da indessen die ganz kleinen sich mit grosser Verwunderung umsahen, nicht wußten, wie ihnen geschahe, und ihre Händchen zu ihren Brüdern und Schwestern ausstreckten, welche man herbey brachte; so, daß ein so rührender Anblick nothwendig einen jedweden erweichen mußte.

Einer von den beyden Portugiesen war bereits halb todt. Von dem andern aber erfuhr man, daß der chinesische Seeräuber, welcher eben überwunden worden, zween Namen führte, einen chinesischen, und einen europäischen. Der chinesische, den er damals führte, wäre Xicaulem; nachdem er aber zu Mallacca die christliche Religion angenommen, so habe er von dem Commendanten dieser Stadt Don Gracie von Saa, der sein Pathe gewesen, sich Francisco Saa geheissen. Durch die Vermittelung dieses Herrn hatte er eine junge

Portugiesische Wayse aus einer ansehnlichen Familie geheyrathet. Als nun Francisco Saa bald darauf mit einem grossen Kauffarthey-Schiffe nach China, in Begleitung seiner Frau und zwanzig Portugiesen gesegelt; so habe sich seine grausame und blutdürstige Gemüths-Art auf das allergrausamste und abscheulichste entwickelt und offenbaret. Er habe an einer Insel unter dem Vorwande angeleget, daselbst Wasser mitzunehmen, und mit seinen Leuten hinterlistiger Weise die Portugiesen im Schlafe zu dem Ende ermordet, um sich aller ihrer Waare zu bemächtigen.

Nach dieser abscheulichen und arglistigen That, habe er seiner Frauen den Vorschlag gethan, sich zu dem Glauben der chinesischen Götzen zu bekennen und diese anzubeten; als sie ihm nun dieses abgeschlagen; so habe er ihr mit einem Beile einen Hieb in den Kopf gegeben, daß ihr so gleich das Gehirne aus dem Kopfe gesprungen wäre. In dem folgenden Jahre habe er ein kleines Handels-Schif aufgebracht, auf welchem er 10. Portugiesen angetroffen, die er alle ermordet habe. Die 5. kleinen Kinder, die 8 Knaben und 2 Mädchen wären der unglückselige Rest von Portugiesen, die auf diesem Schiffe noch übrig gelassen wären, welches er bey dem Ausflusse des Flusses Siam erobert, und auf welchem er sechzehn Portugiesen gleichfalls ermordet hätte. Indem er sie aber angegriffen, so habe er geglaubt, sie wären

ren chinesische Kaufleute: Denn er hätte keiner einzigen Nation geschonet, wenn er sie nur mit Vortheil hätte überwinden können.

Man fragte den Unglückseligen, welcher dieses erzählte, ob er denn den Seeräuber unter den Todten noch wohl kennen würde, und er zeigte uns denselben würklich unter den Leichen, welche auf dem Wasser herum schwammen. Man bemerkte, daß er einen starken Hieb mit dem Degen in den Kopf, und einen Stich mit der Lanze durch den Magen bekommen hatte. Um dem Halse hatte er noch eine güldne Kette, an welcher eine Art des Götzen-Bildes hieng, welches die Gestalt einer zweyköpfigten Eydexe hatte. Faria ließ ihn heraus ziehen, den Kopf abschlagen, den Rumpf aber in Stücken zerhauen und diese ins Meer werfen.

Diese Eroberung nebst der vorhergehenden setzten einen jeden von uns in den Stand, daß er davon, bey einer jeglichen Art des Gewerbes, hätte gemächlich leben können. Die Habsucht des Faria aber wollte es hierbey nicht bewenden lassen, und der beständige Durst nach Golde, welcher uns gleichsam allerseits beständig verzehrte, trieb uns an, uns noch mehrern Begebenheiten auszusetzen. Aber ach! es schien nicht anders, als ob uns die Vorsicht nur bloß in der Absicht so grosse Reichthümer in die Hände geliefert hätte, damit sie uns wegen unserer Räuberey dadurch desto nachdrücklicher stra-

strafen möchte, daß wir durch einen einzigen Zufall der sämmtlichen Früchte derselben beraubt wurden.

Weil nun Faria jederzeit von Rach-Begierde brannte, also faßte er den Entschluß, sich an die Gränzen von China zu wagen; wo er den Coja Acem zu ertappen hofte. Als wir nun einsmals an einem Tage durch ein Donnerwetter als ein unglückliches Zeichen bewogen wurden, bey dem Haven von Madel anzulegen, so kam ein grosses Handel-Schif auf uns zu, und zwar in eben der Absicht, hier nemlich vor dem Sturme sicher zu seyn. Der Schif-Capitain, welcher ein chinesischer Seeräuber, Namens Hanimilau, und den Kaufleuten sehr fürchterlich war, grüßte uns nach der Art des Landes, ohne uns gekannt zu haben, daß wir Portugiesen waren. Sobald er aber uns so nahe kam, daß wir einander abrufen konnten, so hörten wir so gleich in unserer Sprache das deutliche Geschrey: Ach lieber Gott! Gnade! Gnade!

Faria, welcher den chinesischen Bootsleuten so viel zu verstehen geben konnte, befahl ihnen so gleich, ihre Segel einzuziehen. Allein sie fuhren vorbey, ohne ihm zu antworten, legten ihr Schif etwa eine viertel Meile von dem unsrigen vor Anker, fiengen darauf an, ihre Trommel zu rühren, und ihre Säbel blitzen zu lassen. Dieser Herausforderung aber ohnge-

ach-

achtet, welche schon von einem Zutrauen auf ihre Kräfte zeigen konnte, schickte Faria gegen sie ein mit allem wohlversehenen Fahrzeug; welches aber gar bald mit einer grossen Menge von verwundeten wieder zurück kam. Dieser Anblick rührte ihn dergestalt stark, daß er alsbald die Anker lichten ließ, und so nahe auf den Feind loß gieng, daß wir einander mit dem kleinen Gewehr erreichen konnten. In dieser Entfernung begrüßte er den Feind mit einer Lage aus 36 Canonen. Die Entschliessung des Hannibal aber, verhinderte ihn nicht das Tauwerk abzuwerfen, und sich auf einer Sandbank in dem Flusse fest zu setzen. Faria aber hatte nicht so bald seine Absicht gemerkt, als er voller Wuth auf ihn loß gieng. Nun kam es zu einen erschrecklichen Gefechte, welches länger als eine halbe Stunde dauerte, ohne, daß sich eine Parthey mehrere Vortheile rühmen konnte, als die andere. Endlich aber, als sich die Seeräuber müde, verwundet, oder zum Theil verbrannt sahen, so stürzten sie sich allerseits ins Wasser. Unser Oberhaupt bezeigte gegen einen grossen Theil dieser elenden Leute, so wie sie zwischen den Wellen herumgetrieben wurden, sein Mitleiden, und ließ ihnen, mit zwey Fahrzeugen, zu Hülfe kommen. Von welchen denn 16. unter welchen sich der Capitain des Schifs befand, gerettet wurden.

Diesen führte man vor den Faria, welcher ihm denn so gleich seine Wunden verbinden

ließ, und ihn fragte, wo die Portugiesen hingekommen wären, die wir auf seinem Schiffe hätten schreyen hören. Hanimilau antwortete ganz trotzig: er wüßte es nicht. Die Marter aber machte gar bald, daß er eine ganz andere Sprache redete; ohne daß er nun eben seinen trotzigen Sinn veränderte; so sagte er, man würde sie in der Kammer vorne in dem Schiffe finden. Hier waren sie auch würklich, aber allerseits ermordet. Man brachte also 8. todte Leichname auf das Verdeck, eine Frau, nebst 2. Kindern, etwan von 6 bis 7 Jahren, welchen man grausamer Weise die Gurgeln abgeschnitten hatte, und nechst diesen 5. Männer, welche von oben bis unten mitten durchgehauen waren. Als man nun den Hanimilau fragte, was ihn zu einer solchen Grausamkeit bewogen hätte; so antwortete er voller Wuth: Es wäre genug, daß sie Portugiesen gewesen wären, und daher den Tod vor seinen Augen verdient hätten. Er rühmte sich auch ferner, eine grosse Menge von Leuten dieser Nation ermordet zu haben, und er verband seine Erzählung mit so grausamen Umständen, daß wir vor Abscheu und Entsetzen die Hände gen Himmel hoben. Der Unwille des Faria wurde darauf so heftig, daß er ihn so gleich vor seinen Augen ermorden ließ, ohne ihm einmal den allergeringsten Verweiß zu geben.

So viele glückliche Begebenheiten nun, machten den Namen des Faria so fürchterlich, daß

daß viele Schif-Capitains, welche sich in dem Haven Madel befanden, ihm ansehnliche Geschenke von Silber machten, um dadurch seinen Schutz zu erlangen. Faria begegnete den Abgeschickten mit aller Höflichkeit, und machte sich durch einen Eid gegen sie anheischig, sie nicht nur zu schonen, sondern sie auch zu vertheidigen, und gab ihnen, mehrerer Sicherheit wegen, Pässe.

Das achte Hauptstück.

Schifbruch des Verfassers. Betrübte Umstände, in welche er nebst seinen Gefährten gesetzt wird. Wie sie von ihren Oberhaupte getröstet werden. Vortrefliches Beyspiel einer großmüthigen Seele. Durch was für einen besondern Zufall sie Lebens-Mittel erhalten, und wie es ihnen geglückt, sich zu retten.

Wir waren indessen auf dem Meer schon so lange herum geirret, daß unsre Soldaten, welche das Handwerk der Seeräuberey überdrüssig waren, den Faria höchlich baten, daß er ihre Beute genau aus einander theilen möchte. Nachdem nun wegen dieser Forderung einige Mißhelligkeiten entstanden waren; so wurde man einig, nach Siam zu gehen, daselbst den Winter zu bleiben, um diejenigen Waaren zu Gelde zu machen, welche noch zu theilen übrig waren.

Nach-

Nachdem wir diesen Vergleich mit einander beschworen hatten, so segelten wir indessen fort, um an einer Insel zu ankern, wo wir denn seit 12. Tagen einen günstigen Wind erwarteten. Endlich erhielten wir einen solchen Wind, als wir ihn gewünscht hatten; bey dem neuem Monde aber drehete er sich zu unsern Unglücke; es entstund ein starkes Ungewitter, wodurch wir mit grosser Heftigkeit wieder an eben die Insel getrieben wurden, die wir verlassen hatten. Es fehlte uns an Tauwerke: denn das, was wir noch hatten, war halb verfault.

So bald nun das Meer aufgeschwollen war, und der Süd-Wind uns ergrif, indem wir bisher an den Küsten in aller Stille und Sicherheit herunter gesegelt waren; so wurden wir mit einem male durch die Vorstellung der Gefahr, mit welcher wir bedrohet wurden, bewogen, die Masten abzuhauen, und eine grosse Menge von Waaren über Bord zu werfen. Die Nacht wurde so finster, die Witterung so kalt und der Sturm dergestalt heftig, daß wir nunmehr alle Hofnung fahren liessen, das geringste mit unsern Kräften ausrichten zu können: weswegen wir uns denn der Barmherzigkeit des Himmels ganz vollkommen überliessen. Diese aber verdienten wir ohnfehlbar wegen unsrer Sünden nicht; unser Glaube aber machte uns indessen einige Hofnung darauf.

Es

Es ist in der That etwas besonders, daß die Räuber alle Augenblick von dem Himmel, von Gott und göttlichen Dingen schwazen, und zwar mit einer solchen Zuversicht, welche nur bloß frommen Seelen eigen ist. Allein, so weit geht derjenige Misbrauch, welcher auch mit denjenigen gemacht wird, was noch so heilig ist; so weit erstreckt sich die Verblendung der Menschen, welche sich dem Gehorsam des Evangelii nicht anders unterwerfen, als in so ferne es diejenige Vorurtheile mit sich bringen, welche sie während ihrer Erziehung gleichsam eingesogen haben; und vermöge welcher sie glauben, daß ein einziger bußfertiger Augenblick schon hinreichend sey, die gröbsten Laster zu büssen, und sie der göttlichen Gnade wieder vollkommen würdig zu machen. Uebrigens ist nichts gemeiner, als daß man die abscheulichsten Sitten in der genauesten Verbindung mit einigen Religionspunkten bemerkt, und welche letztern man gemeiniglich für eine hinreichende Genugthuung aller Uebertretung hält.

Gegen zwey Uhr nach Mitternacht entstund ein erschrecklicher Wirbel-Wind, welcher unser Schif gegen die Küsten warf, so, daß dasselbe dergestalt zerscheiterte, daß es schien, als ob nicht einmal ein Bret davon ganz geblieben wäre. Bey diesem Schifbruche kamen 186. Personen um. Bey dem Anbruche des Tages befanden wir uns auf dem Ufer 53. Mann stark, unter welchen nicht mehr als 23. Por-

Portugiesen waren; und wir wunderten uns nicht so sehr über unsern Schifbruch, den wir erlitten hatten, als daß wir auf dem festen Lande waren, und zwar ohne zu wissen, was für einem besondern Zufalle wir diese unsere Errettung zu verdanken hätten. Zu allem Glücke war Faria mit unter denen, welchen der Himmel das Leben gefristet hatte.

Mit eben so vielen Schrecken, als Mitleiden betrachteten wir die Leichen unserer Gefährten und Freunde, mit welchen das Ufer des Meers bedeckt war. Faria suchte sein Betrübniß zu verbergen; und ermahnte uns durch eine kurze Anrede, nicht alle Hofnung fahren zu lassen. Denn obgleich auf der Insel kein Mensch anzutreffen wäre, so versprach er uns doch, daß wir in dem Holze, und auf dem Ufer schon so viel finden würden, daß wir unsern Hunger stillen könnten; und daß es weit gefehlt sey, auf unser künftiges Glück ganz und gar Verzicht zu thun. Ferner stellte er uns vor, daß so gar das gegenwärtige Elend uns zu mehrerer Herzhaftigkeit und Kühnheit antreiben müßte, und wir ins künftige billiger massen eben so viel Glück erwarten müßten, als es unser gegenwärtiges grosses Unglück erforderte.

Wir verwendeten also zween Tage auf die Beerdigung unserer Todten. Einige Lebens-Mittel, die wir aus dem Wasser wieder heraus zogen, dienten uns dazu, daß wir während dieser

ser betrübten Geschäfte zu leben hatten. Weil diese Lebens-Mittel aber naß geworden waren; so wurden sie uns innerhalb 5. Tagen dergestalt zum Eckel, daß wir nicht einmal ihren Geruch mehr vertragen konnten.

Wir sahen uns also gezwungen, in das Holz zu gehen; weil wir aber gar kein Gewehr hatten, so war es keine geringe Betrübniß für uns, daß wir eine Menge wilder Thiere vor uns sahen, welchen wir durch das bloße Laufen ohnmöglich nachlaufen konnten. Kälte und Hunger hatte uns daher schon dergestalt entkräftet daß viele von unsern Gefährten, während der Zeit, da wir mit einander redeten, todt zur Erden fielen. Indessen fuhr Faria beständig fort, uns mit seinem Troste aufzurichten; das tiefe Stillschweigen aber, in welches er öfters wider seinen Willen versenkt wurde, überzeugte uns zur Gnüge, daß er von unserm Elende nicht besser dachte, als wir selbst.

An einem gewissen Tage, als er sich niedergesetzt und uns auf eben die Weise einige wilde Pflanzen zu essen genöthiget hatte, wie er selbst zu thun pflegte, und zu welchen wir auf die Weise gekommen waren, daß sie die wilden Thiere ausgegraben hatten; so ließ ein Raub-Vogel, welcher hinten an der Spitze unsrer Insel in die Höhe geflogen war, nahe neben ihm einen Fisch fallen, welcher ohngefehr einen Fuß lang war. Diesen nahm er,

und

und nachdem er ihn so gleich gebraten, so machte er unsere Zärtlichkeit und Hochachtung gleich dadurch rege, daß, da er ihn hätte allein essen können, er denselben mit seinen Händen unter diejenigen austheilte, welche am meisten schwach und krank waren. (a)

Als er nachher seine Augen nach derjenigen Seite hinwendete, wo der Vogel hergekommen war, so bemerkte er, daß an dem Orte noch viele andere mehr auf- und wieder niederstiegen: woraus er denn muthmassete, es möchte sich vielleicht an dem Orte einiger Raub oder Nahrung vor diese Thiere befinden. Wir giengen also nach eben der Gegend, und zwar nicht

(a) Dieses einzige Beyspiel kann uns schon einen vorzüglichen Begrif von der Denk-Art und Gesinnung des Faria machen. Denn ein Mensch, welcher sich in eben solchen Umständen befindet, als er damals, und nichts destoweniger so sehr weit über seine dürftigen Umstände erhaben ist, muß nothwendig einen hohen Geist und edle Seele besitzen. Alle diejenigen, welche in der alten Geschichte bewandert sind, und denen das Verfahren des grossen Alexanders bekannt ist, als er wieder zu seiner Armee zurück kam, und man ihm einen Helm voll Wasser brachte, indem dieses sehr rar war, werden des Faria Betragen diesem vollkommen ähnlich erachten, aber das unsrige ungleich wahrscheinlicher, und eben so wohl weit grösser und edler, als das Betragen des Macedonischen Helden.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0092
DFG

nicht anders, als in einem andächtigen Aufzuge, hin, um den Himmel durch unser Gebet und Thränen zu einem Mitleiden zu bewegen. Als wir nun oben auf einen Hügel kamen, so entdeckten wir unter unsern Füssen ein sehr tiefes Thal, welches uns mit Fruchtbäumen voller Früchte angefüllet und mit einem Flusse süssen Wassers durchströmet zu seyn schien.

Vor Freuden war unser andächtiger Aufzug schon in Unordnung gerathen, als wir herunter in das Thal kamen, und einen Hirsch bemerkten, welcher eben den Augenblick von einem Tieger erwürgt war, welcher anfieng, ihn zu fressen, und so gleich weglief, als wir anfiengen zu schreyen. Indem wir nun in das Thal herunter gekommen waren, so stelleten wir mit dem Fleische des Hirsches und den Früchten, die wir im Ueberflusse antraffen, eine stattliche Gasterey an. Indessen sahen wir uns vor, daß wir keine andere von diesen sammelten, als nur diejenigen, welche von den Vögeln angefressen waren; weil wir dadurch vollkommen sicher waren, daß sie vors erste nichts giftiges enthielten, zweytens auch reifer und von einem vorzüglichern Geschmacke wären, als die übrigen.

Hierauf fiengen wir auch eine Menge von Fischen, so wohl durch unsre Kunst, als auch durch Hülfe der Raub-Vögel, welche herunter aus der Höhe auf das Wasser stiessen, mit

dem Schnabel oder den Klauen einen Fisch ergriffen, mit demselben wieder in die Höhe stiegen, und ihn sogleich wieder fallen liessen, wenn wir sie mit unserm Geschrey erschreckten.

Durch diese Erquickung kamen wir ein wenig wieder zu Kräften, und durch die vielfältige Erfahrung lernten wir das Fischen immer besser. Nach Verlauf einiger Tage bemerkten wir auf dem hohen Meere ein Schif nach dieser unsrer Insel zu segeln, und welches fast an eben dem Orte anländen wollte, wo unser Schif gescheitert war. So bald wir dieses Schif erblickten, welches wir für ein chinesisches hielten; so wurde unsre Hofnung einiger massen wieder belebt. Ohne nun eigentlich zu wissen, wie wir uns bey diesen Vorfalle verhalten sollten, so faßten wir den Entschluß, tief in das Holz zu gehen, um uns vor denen zu verstecken, welche wir kommen sahen. Die Chineser zogen ihr Schif an zween Tauen, deren eines sie an das Vordertheil, das andere aber an das Hintertheil gebunden hatten, ziemlich nahe gegen das Ufer, nachher legten sie Bretter über von dem Schiffe gegen das Ufer, um desto bequemer an das Land kommen zu können.

Es kamen also alsbald ohngefehr 30 Personen ans Land, und beschäftigten sich damit, ihr Schif mit Holze und Wasser zu versehen. Einige unter ihnen waren auch bemühet, während der Zeit Speisen zu bereiten, indem andere

dere mit einander stritten, und verschiedene dergleichen ähnliche Leibes-Uebungen vornahmen.

Faria bemerkte indessen, daß sie ohne alle Ordnung sich hier und da zerstreuet hatten und nichts Böses besorgten; vermuthete daher, daß eben niemand mehr auf dem Schiffe seyn möchte, und faßte einen eben so verwegenen als unrechtmässigen Entschluß, den er uns folgendermassen offenbahrte: „Meine Herren und Brüder, Sie sehen den betrübten Zustand, in welchen uns unser Unglück versetzt hat. Ich gestehe, dieses mit meinen Sünden verdient zu haben; allein die göttliche Barmherzigkeit ist ja unendlich. Auf diese setze ich alle meine Zuversicht: Denn sie wird ja nicht gestatten, daß wir auf eine so elende Art umkommen. Ob es nun gleich unnöthig seyn wird, Ihnen weitläuftig vorzustellen, wie sehr uns daran gelegen ist, daß wir uns dieses Schiffes bemächtigen, welches uns der liebe Gott durch ein augenscheinliches Wunder zugeschickt hat; so kann ich doch nicht umhin, Ihnen dieses in der Absicht deutlich zu sagen, daß in demjenigen Stande, in welchen Sie sich befinden, indem Sie seinen heiligen Namen in Mund und Herzen führen, wir allerseits getrost zu diesen Werkzeuge unserer Befreyung eilen wollen, und zwar so, daß wir in das Schif kommen, ehe wir noch bemerkt werden. Ich ermahne und bitte Sie daher, daß Sie vornehm-

„ lich darauf bedacht sind, daß ein jedweder
„ diejenigen Waffen ergreiffet, die wir schon
„ finden werden, damit wir im Stande seyn
„ mögen, uns wohl zu vertheidigen, und die
„ Besitzer desjenigen Werkzeuges unserer Wohl-
„ fahrt bleiben mögen, welches nächst Gott
„ unser einziges ist. Nachdem ich also drey-
„ mal nach einander den Namen Jesus wer-
„ de ausgeruffen haben, so thun Sie sogleich
„ allerseits eben dasjenige, was Sie sehen wer-
„ den, das ich thue.„

Nachdem er uns nun eben dieses Zeichen gegeben hatte, so richteten wir unsern Lauf zusammen, nach diesem Schiffe und kamen in dasselbe hinein, ohne daß sich jemand widersetzte. Die beyden Taue wurden alsdenn alsbald abgelößt. Indem nun die Chineser hinzu gegen das Ufer liefen, und über diesen Vorfall sehr bestürzt waren, so hatten wir uns schon bis auf einen Armbrust-Schuß weit entfernt. Ob wir nun gleich in dieser Entfernung von ihnen nichts mehr zu befürchten hatten; so lößten wir doch ein Falconet gegen sie ab, welches wir auf ihrem Schiffe fanden. Hierauf liefen sie zusammen in das Holz, um vermuthlich in demselben ihr Unglück auf eben die Weise zu beklagen, als wir die 14. Tage hindurch, da wir darinnen gesteckt hatten.

Wir fanden in dem Schiffe niemanden als einen alten Mann nebst einem Knaben von

13. Jahren, welcher der Sohn des Schif-Capitains war, und welchen auch zugleich die ganze Ladung gehörte. In dem Zustande nun, in welchen wir uns befanden, schien uns derjenige Vorrath am liebsten zu seyn, welcher in Reis, Zucker, Federvieh und Schinken bestand. Faria bemühete sich zwar, den jungen Chineser damit zu trösten, indem er ihm versprach, so zu halten, als ob er sein eigen Kind wäre; allein er gab mit seinen Thränen die verachtenden Merkmale gegen dieses Versprechen zu verstehen.

Das neunte Hauptstück.

Der Verfasser nebst seinem Schif-Capitain machen mit einem Chinesischen Seeräuber gemeinschaftliche Sache; treffen den Coja Acem an. Sonderbare Mischung des Mitleidens und der Grausamkeit. Grausames Gefechte. Heftiger Sturm, welchen sie ausstehen; und des Faria Kühnheit.

Nachdem nun unsre Kranke durch diejenigen Lebens-Mittel, die wir auf dem Schiffe gefunden hatten, vollkommen wieder hergestellt waren, und über dieses 15. Tage in derjenigen Insel ausgeruhet hatten, von welcher man uns sagte, daß die Luft in derselben sehr gesund sey; so segelte der Faria gegen Liampo. Hier traffen wir so gleich einen chinesischen

Seeräuber an, Namens Quiay Panjam, welcher den Portugiesen überhaupt sehr gewogen war. Dieser hatte nicht so bald erfahren, daß wir von dem Faria, dessen Ruhm und Thaten, er durch das Gerüchte schon kannte, commandirt wurden, als er auf unser Schif kam, und zwar mit einem Gefolge von 20. Portugiesen, welche allerseits reich in Gold und Silber gekleidet waren, und ihm sehr ansehnliche Geschenke brachten.

Faria aber konnte in demjenigen betrübten Zustande, in welchen ihn das Schicksal versezt hatte, es einer solchen Pracht bey weiten nicht gleich thun; sondern sein blosser Name machte gegenwärtig seine ganze Vorzüglichkeit aus. Er erzählte also dem Seeräuber seine bisherigen Unglücksfälle mit einer solchen Aufrichtigkeit, welche ihm mehr Achtung erwarb, als das Andenken an sein bisheriges Schicksal.

Der Seeräuber, nachdem er seine neue Anschläge und Entwürfe erfahren hatte, die er ausführen wollte, erbot sich so gleich, ihm in allen seinen Unternehmungen nebst 100. Mann 15. Canonen und 30. Portugiesen, die er in seinen Diensten und auf seinem Schiffe hätte, beyzustehen; und zwar ohne irgend eine andere Bedingung, als nur den 3ten Theil von der Beute zu ziehen. Dieses Anerbieten wurde angenommen. Faria machte ohne Schwürigkeiten sich mit einem Handschlage verbindlich,

und

und leistete die Zusage in Gegenwart und Ergreiffung des heiligen Evangelien Buches. Diese schriftliche Bedingungen wurden von den vornehmsten Portugiesen, als Zeugen unterschrieben.

Sieben Tage nachher, als sich diese beyde Seeräuber mit einander vereinigt hatten, so stieß man auf eine Fischer-Barke, auf welcher man mit Erstaunen 8. Portugiesen erblickte, die sehr stark verwundet, und überhaupt in kläglichen Umständen waren. Diese ließ Faria auf sein Schif kommen, und sie erzählten ihm, daß sie vor 17. Tagen von Liampo ausgelaufen wären, um nach Malacca zu gehen; es sey ihnen aber das Unglück begegnet, von einem Seeräuber, Namens Coja Acem, angegriffen zu werden. Nachdem sie nun 3. Stunden mit ihm gestritten, so hätten sie endlich ihr Schif verlohren, am Werthe 100000. Ducaten eingebüßt, und über dieses wären 18. Portugiesen geblieben, die theils ihre Anverwandte, theils ihre Freunde gewesen wären. Durch ein augenscheinliches Wunder vom Himmel aber, hätten sich 10. von ihnen in eben der Barke gerettet, in welcher wir sie angetroffen; von welchen aber doch noch 2. an ihren Wunden gestorben wären.

Nachdem nun der Faria, welcher jederzeit von Rache gegen diesen Seeräuber brannte, diese Erzählung gehört hatte, so fragte er sie,

ob denn der Coja Acem in diesem Streite viel gelitten hätte. Sie versicherten ihm hierauf, daß ihm der Sieg theuer genug zu stehen gekommen sey, weil er nicht nur ein grosses Schif, sondern auch den meisten Theil von denselben die Matrosen eingebüßt hätte, und zu dem Ende in einem Flusse in der Nähe eingelaufen sey, um daselbst seinen erlittenen Schaden wieder zu ersetzen.

Hierauf fiel Faria mit unbedeckten Haupte auf seine Knie, und hub seine Hände gen Himmel, welchen er mit unverwandten Augen ansahe, und nachfolgendes Gebet zu ihm richtete: „Liebster Herr Jesus Christus, mein „ Gott, der du die wahre Hofnung und Zu„ versicht derer bist, die auf dich trauen; ich, „ der ich der grösseste unter allen Sündern bin, „ flehe dich im Namen dieser deiner gegenwär„ tigen Diener an, deren Seelen du mit dei„ nem theuern Blute erlöset hast, daß du uns „ gegen den grausamen Feind und Mörder „ einer grossen Anzahl von Portugiesen Kräfte „ und Sieg verleihen wollest. Denn durch „ deine Gnade und Beystand, wie auch zur „ Ehre deines heiligen Namens, habe ich mich „ entschlossen, ihn bis an das Ende der Welt „ aufzusuchen, um ihn diejenige Strafe wie„ derfahren zu lassen, die er verdient, und „ dasjenige wieder heraus zu geben, was er „ deinen treuen Soldaten und Dienern geraubt „ hat.„

Die-

Dieses Gebet wiederhohlte er mit einer solchen Inbrunst, mit einer so rührenden und bußfertigen Miene, daß sich eben dieser andächtige Geist auch über alle diejenigen verbreitete, die es mit angehört hatten; und anfiengen, mit lauter Stimme zu schreyen: Zu den Waffen! Zu den Waffen! gleich als ob der Seeräuber schon gegenwärtig wäre. Mitten in dieser Andacht wendete man sich so gleich gegen einen Haven um sich in demselben mit Waffen, Lebens-Mitteln, Kriegs-Bedürfnissen und Arbeits-Leuten zu versehen. Alle die Freywilligen, welche aus Hofnung zur Beute sich zu unsern Diensten erboten, wurden so gleich auf und angenommen und reichlich bezahlt. Quiay Panjam ließ es am Gelde nicht fehlen. Als wir nun unsre Leute musterten, welches denn noch eher geschahe, als wir die Anker lichten liessen, so funden wir sie an Soldaten und Boots-Leuten, unter welchen sich 95. Portugiesen befanden, überhaupt 500 Mann stark.

Nun segelten wir in der größten Ordnung ab. Drey Tage darauf gelangten wir zu derjenigen Fischerey, wo die Seeräuber das portugiesische Kauffarthey-Schif aufgebracht hatten. Einige Spions, welche man an dem Ufer aussetzte, brachten uns die Nachricht, daß er noch zwey Meilen von da wäre, und sich in einem Flusse befände, wo er das eroberte portugiesische Kauffarthey-Schif ausbessern liesse. Faria ließ darauf einen von seinen tapfersten

und klügsten Soldaten nach chinesischer Art kleiden, und befahl ihm, daß er in einem Fischer-Fahrzeuge auslaufen, und genau Acht geben sollte, in was für einem Zustande und Lage sich der Feind befände. Man erfuhr also gar bald, daß die Feinde ausser Stande wären, sich zu vertheidigen und in einer solchen Unordnung, daß es uns eben nicht viel Mühe kosten würde, ihm beyzukommen. Unsere beyden Häupter faßten also den Entschluß, den Abend in den Fluß einzulaufen, sich vor Anker zu legen und vor Anbruch des Tages den Feind anzugreifen.

Das Meer war dergestalt stille, und der Wind so günstig, daß Faria davor hielt, er würde wohl thun, wenn er sich die Finsterniß der Nacht zu Nutze machte, um dem Feinde auf der Höhe desto eher beyzukommen. Dieses Verfahren gieng ganz glücklich von statten; so bald aber die Sonne anfieng aufzugehen, so entdeckten wir sie, und giengen mit gewafneter Hand auf diejenigen loß, die sich auf dem Ufer befanden, griffen auch die an, welche auf der Flotte waren. Das Schrecken und der Lärmen, in welchen sie versetzt wurden, war so groß, daß es uns fast unmöglich wurde, uns selbst zu verstehen. Dieses Augenblicks bediente sich der Faria dazu, ihnen aus unserer gesammten Artillerie eine Lage zu geben; wodurch sie denn in noch mehrere Unruhe gesetzt wurden. Als nun der Tag heller geworden war, und

und man die Stücke zum zweytenmale loßbrannte, die Seeräuber uns auch so gar auf ihren Verdecken erblickten; so wurde zum zweytenmale auf sie gefeuret, und eine grosse Menge von ihnen erlegt. 160. Mann, welche mit Musqueten dieneten, waren nicht weniger glücklich, als sie auf sie feuerten, als sie in ihre Barken zu dem Ende flüchteten, um wieder zu ihren grossen Schiffen zurück zu kehren. Dieses grausame Vorspiel schien ihnen ein solches Schrecken einzujagen, daß man keinen mehr von ihnen auf dem Verdecke sahe.

Nunmehr giengen unsere grosse Schiffe mit eben der Gewalt auf sie loß; wir wurden mit den Feinden auf die grausamste Art Handgemein, und diese hielten sich länger als eine Viertelstunde, biß sie endlich in 4. Barken wieder absegelten, welche sie von dem Ufer ablöseten, um den Seeräubern frische Hülfs-Truppen zuzuführen. So bald dieses ein Portugiese bemerkte, welcher sich auf dem Schiffe des Quiay Panjam befand, so stieß er einen Canonier von seinem Stück mit Gewalt hinweg, weil er bemerkt hatte, daß er sein Gewerbe nicht verstund, richtete das Stück selbst, welches mit Hagel geladen war, und gab so glücklich Feuer, daß er so gleich die erste Barke in Grund schoß. Durch eben den Schuß wurde auch der Capitain der zweyten, nebst noch 6. bis 7. Soldaten erschossen. Die beyden übrigen erschracken über diesen Anblick so sehr

sehr, daß sie sich bemüheten, wieder gegen das Land zurück zu laufen, als zwey portugiesische Fahrzeuge, die mit Feuertöpfen versehen waren, noch eben zur rechter Zeit ankamen, und eine grosse Menge derselben hinein werfen konnten; so daß die beyden Fahrzeuge in einem Augenblicke biß auf das Wasser abbrannten. Diejenigen, welche sich ins Meer warfen, wurden von unsern Leuten mit Picken erstochen. Endlich blieben auch deren nicht weniger von denen 200. welche sich in den 4. Barken befanden.

Diejenigen, welche auf dem grossen Schiffe stritten, hatten diesen Verlust nicht so bald erfahren, als ihnen der Muth entfiel, und viele unter ihnen nur darauf bedacht waren, sich durch das Schwimmen zu retten. Der Coja Acem aber, welcher noch nicht hervorgekommen war, eilete darauf zu ihnen, um ihnen Muth einzusprechen. Er trug eine Soldaten-Kleidung, welche aus Eisen-Bleche Schuppen artig zusammen gesetzt, mit doppelten carmosinen Atlaß gefüttert, und mit einem goldenen Saume besetzt war. Seine Stimme, die er unter Anruffung seines Propheten, und vielen Verfluchungen gegen uns, hören ließ, munterte auch die allerverzagtesten dergestalt auf, daß, nachdem sie sich wieder gesammelt hatten, sie uns mit einer erstaunenden Tapferkeit widerstunden.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0104
DFG

Faria aber, dessen Herzhaftigkeit durch diesen Widerstand nur desto mehr angefeuert wurde, ermunterte die unsrigen mit folgenden Worten: „Ihr tapfern Christen, lasset uns, „ indem diese Nichtswürdigen auf ihre verteu„ felte Rotte ihr Vertrauen setzen, unserm „ Herrn Jesu Christo vertrauen, welcher für „ uns am Creutze gestorben ist, denn dieser „ wird uns nie verlassen, so grosse Sünder „ wir auch immer seyn mögen: Denn gegen„ wärtig haben wir uns ihm ergeben, gehö„ ren ihm zu; diese Hunde aber kennet er nicht. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so gieng er auf das Haupt der Seeräuber loß, welchen er als den Hauptgegenstand seiner Bosheit ansahe; versetzte ihm einen solchen Streich mit dem Säbel, daß er ihm seine Panzerhaube auf dem Kopfe durchhieb, und sie ihm sogleich zu den Füssen warf. Bald drauf versetzte er ihm auch einen Hieb über die Beine, und setzte ihn dadurch ausser Stande, wieder aufzustehen.

Als nun die Feinde sahen, daß ihr Haupt fiel, so erhoben sie ein grosses Geschrey: fielen auf den Faria mit einer solchen Wuth zu, daß sie ihn ebenfalls wieder niedergehauen hätten, wo wir ihn nicht so gleich zu Hülfe gekommen wären: Denn nunmehro verdoppelten wir unsere Kräfte, um dasjenige Leben zu erhalten, von welchem das Leben eines jedweden unter uns abhieng. Der Streit wurde darauf

auf so hitzig, daß in einem Verlaufe von einer halben Viertelstunde wir 48. von den verzweifelten Leuten des Coja Acem über seinen Leib herfallen sahen. Nunmehro fiengen die Feinde an, den Muth zu verliehren, und in gröster Unordnung wieder in das Vordertheil ihres Schifs zu flüchten, weil sie glaubten, sich hier mit mehrern Nachdrucke wehren zu können. Quiay Panjam aber schnitte ihnen diesen Zurückzug ab, indem er sich in aller Geschwindigkeit hinter sie zog. Als man ihnen nun in diesem Zustande, so wohl von hinten als von vorne gleich heftig zusetzte; so blieb ihnen kein ander Mittel mehr übrig, als sich in das Wasser zu stürzen. Die unsrigen, welche durch den Sieg so wohl, als durch die Anruffung des Namens Jesu Christi, welcher beständig durch alle Schiffe erschallte, gestärkt wurden, machten ihnen dadurch ein Ende, daß sie sie, so wie sie sich ins Wasser stürzten, erstochen oder erschossen. Uebrigens blieben 150. entweder durch das Schwerd oder durch das Feuer. Die mehresten von den übrigen ertrunken entweder in dem Wasser, oder wurden in demselben, mit den Rudern todt geschlagen.

An Gefangenen machten wir nicht mehr als 5. welche unten in das Schif geworfen, und ihnen die Hände und Füsse gebunden wurden, um nachher von ihnen, durch Hülfe der Marter, Nachrichten heraus zu pressen, an welchen uns gelegen war. Allein sie hatten einander.

den

den Dienst erwiesen, sich mit den Zähnen todt zu beissen.

Nachdem wir nun einen Theil des Tages dazu angewendet hatten, unsre Todten zu der Erden zu bestatten, deren Anzahl sich nicht höher als auf 52. erstreckte, unter welchen auch 8. Portugiesen mit begriffen waren; so ließ der Faria die Insel durchsuchen, um vielleicht daselbst etwas zu finden, was dem Seeräuber angehört hatte. Er entdeckte also in einem sehr angenehmen Thale ein Dorf von ungefehr 40. Häusern, und etwas weiter hin gegen das Ufer eines Baches ein Hauß, wohin der Coja Acem seine Kranken hatte bringen lassen. Dieses war eben derjenige Ort, wo diejenigen hingeflüchtet waren, die sich durchs Schwimmen gerettet hatten.

Als sie nun den Faria von ferne erblickten, so schickten sie ihm einige entgegen, welche seine Gnade anflehen sollten. Allein er zog ihr Flehen in keinen Betracht, sondern antwortete ihnen: Solchen Leuten könnte er keine Gnade angedeyhen lassen, welche so viel Christen ermordet hätten. Die Anzahl dieser elenden Leute erstreckte sich auf 96. Personen. Wir steckten also das Hauß an 6. oder 7. Oertern in den Brand. Weil nun dasselbe aus trockenen Holze gebauet, und mit Palmenzweigen gedeckt war, so lag es gar bald in der Asche. Als die Seeräuber von der rauchenden

Flam-

Flamme ergriffen wurden, so erhuben sie ein erbärmliches Geschrey, und einige stürzten sich oben aus den Fenstern; allein wir fiengen sie unten mit der Spitze unserer Picken auf, und hatten hierdurch das Vergnügen, unsre Rache zu kühlen.

Dasjenige Schif, welches der Seeräuber vor wenig Tagen den Portugiesen bey Liampo weggenommen hatte, wurde ihnen mit allen Waaren wiedergegeben; nichts destoweniger erstreckte sich doch die übrige Beute auf mehr als eine Million Thaler. In dieser Insel hielten wir uns 24. Tage zu dem Ende auf, damit unsre Verwundete wieder geheilet werden möchten; unter welche wir den Faria kaum rechnen konnten, welcher, wegen seiner ausnehmenden Herzhaftigkeit seine Wunden nicht achtete, dem aber die Ruhe sehr nöthig war.

Nach diesem unsern Aufenthalte lichteten wir endlich die Anker, in der Absicht, nach Liampo, einer Stadt in China, zu segeln. Durch einen Nord-West-Sturm aber gerieth unsre Flotte in äuserste Gefahr. Das kleinste von unsern grossen Schiffen gieng nebst 7. Portugiesen, und 50. andern Christen unter. Dasjenige Schif aber, auf welchen sich der Faria befand, welches sein eigen war, und worauf sich die mehresten kostbarsten Sachen befanden, konnte von gleichen Untergange nicht anders gerettet werden, als daß man eine grosse

Men-

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0108
DFG

Menge von kostbaren Waaren über Bord warf, und diejenigen, welche dieses verrichten mußten, achteten so wenig auf eine ordentliche Wahl, daß sie 12. grosse Kästen, welche mit gegossenen Silber-Stäben angefüllt waren, ins Meer warfen. Ueber nichts aber betrübte sich der Faria mehr, als über den Verlust eines Schiffes, welches an der Küste zerscheitert war, und in welchem sich 5. Portugiesen befunden hatten, die bey den Einwohnern einer benachbarten Stadt in die Sclaverey gerathen waren. Ob er nun gleich wegen seines eigenen Verlusts ziemlich gleichgültig war; so konnte er sich doch darüber nicht trösten, daß er 5. von seinen Lands-Leuten in der Knechtschaft sehen sollte. So bald also der Sturm vorüber war, so richtete er alle seine Gedanken darauf, wie er diesen guten Leuten beystehen möchte. Als er nun erfuhr, daß die Stadt Nuday, wo man sie hingebracht hatte, nicht weit von den Küsten lag; so versprach er dem Himmel, diese Gefangenen wieder zu retten, wenn es auch mit seiner grössesten Leib- und Lebens-Gefahr geschehen sollte.

Seine Unruhe wurde dadurch noch um desto grösser, als er von den Gefangenen vernahm, die er an den Küsten gemacht hatte, daß die portugiesischen Gefangenen vor Spitz-Buben gehalten wurden, und sie daher am Leben gestraft werden sollten. Faria schrieb also in aller Geschwindigkeit einen sehr höflichen

Brief an den Mandarinen, und zeigte ihm an, wie er gesonnen sey, die gefangenen Portugiesen wieder auszulösen; er schickte auch zu gleicher Zeit ein Geschenk von 300. Stück Ducaten als ein Löse-Geld mit.

Die Antwort, welche er den Tag darauf hinten auf seinem Brief erhielt, war sehr kurz und hochmüthig: „Dein Mund muß sich „ zuerst zu meinen Füssen neigen; und nachdem „ ich in dieser Stellung vernommen habe, was „ du willst, so werde ich dir Gerechtigkeit wie„ derfahren lassen.„ Er erfuhr also, daß der Ausgang seines Unternehmens noch sehr ungewiß sey. Nachdem er nun alle heftige Gesinnung bey Seite gesetzt hatte, und zuvor alle gelinde Wege, und die Bewegungs-Gründe des Eigennutzes erst versuchen wollte; so schickte er zum 2ten male einige von seinen Leuten zu ihm, welche ihm 1000. Ducaten anbieten mußten. In dem zweyten Schreiben gab er sich vor einen ausländischen Kaufmann aus, welcher ein Portugiese wäre, seine Handlung zu Liampo treiben wollte, und sich entschlossen hätte, alle Zölle und Abgaben auf das genaueste zu entrichten. Er fügte auch noch hinzu: „Daß der „ König in Portugall, sein Herr, mit dem „ Kaiser in China in einem recht brüderlichen „ Vernehmen stünde; er hoffe also, eben die „ Gnade und Gerechtigkeit, welche man den „ Chinesern in den portugiesischen Städten in

Indien

„ Indien beständig angedeyhen liesse, zu er-
„ langen. „

Diese Vergleichung der beyden erwehnten Herren verdroß den Mandarinen dergestalt, daß er, ohne das Völker-Recht in geringsten in Betracht zu ziehen, diejenigen auf das grausamste peitschen ließ, welche ihm den Brief überbracht hatten; worauf er sie denn mit nachfolgender ganz besondern Antwort wieder zurück schickte:
„ Nichtswürdiges Geschöpfe, der du von dem
„ häßlichen Ungeziefer aus einem stinkenden Ab-
„ tritte herstammest, wodurch kann deine Nichts-
„ würdigkeit zu einer solchen Verwegenheit
„ verleitet werden, daß du dich mit göttlichen
„ Dingen vergleichen wilst? Dein Bitt-Schrei-
„ ben habe ich mir vorlesen lassen, in welchen
„ du mich als deinen Herrn bittest, daß ich
„ dir Gnade erweisen soll, der du ein höchst
„ elendes Geschöpfe bist. Meine hohe Ge-
„ müthsart und Grösse war bereits mit dem-
„ jenigen unwürdigen Geschenke zufrieden, wel-
„ ches du mir anbotest, und ich war einiger-
„ massen geneigt, dir deine Bitte zu gewähren;
„ mein Ohr aber wurde durch die greuliche Lä-
„ sterung, welche dein Stolz ausstieß, indem
„ du deinen König einen Bruder des Sohnes
„ der Sonne und des gekrönten Löwens, wel-
„ cher den Thron der Welt besitzet, nennest,
„ biß zum Erstaunen gerühret. Wisse dem-
„ nach, daß ich deinen Brief so gleich habe
„ verbrennen lassen, damit keine Spur mehr

„ übrig bleiben möge, welche dich eben dieses
„ Schicksals würdig macht. Ich befehle dir
„ also, so gleich zur Stunde abzusegeln, da-
„ mit das Meer, welches dich trägt, nicht
„ durch dich verunreiniget werde, und so gar
„ einen Fluch auf sich lade. „

Wäre es nun wohl möglich gewesen, daß ein herzhafter Mann dergleichen Stolz hätte ertragen können? Wir werden es gleich sehen. Faria wurde also von Zorn angeflammt, welchen der Stolz des Mandarinen erregt hatte, und beschloß daher, die Stadt anzugreifen. Er musterte also seine Soldaten, deren Anzahl sich noch auf 300. erstreckten. Den folgenden Tag lief er weiter auf dem Flusse in die Höhe, bis er die Stadt-Mauren sehen konnte, und legte seine Schiffe daselbst vor Anker. Weil er nun noch nicht vollkommen wissen konnte, wie die Sache ablaufen möchte, so ließ er an den Mandarinen einen 3ten Brief schreiben, in welchem er sich stellte, als ob er in demselben nichts übel genommen hätte, bot ihm abermal eine starke Summe Geldes an, und versicherte ihn seiner beständigen Freundschaft. Der unglückliche Ueberbringer dieses Schreibens aber wurde ganz erbärmlich zerschlagen, und so abermal wieder zurück geschickt.

Hierüber gerieth Faria in Wuth, und befahl so gleich ans Land zu steigen. Sein Befehl wurde so fort befolgt, und man zog sich ge-

gegen die Stadt, ohne daß man sich vor einer grossen Menge Volks fürchtete, welche verschiedene Fahnen auf den Stadt-Mauren fliegen liessen, und die sich nur zu bestreben schienen, als ob sie uns nur mit ihrem Geschrey erschrecken wollten. Wir waren von dem Stadt-Thore nicht weiter entfernt, als ohngefehr 200. Schritte, als wir zwölf hundert Mann zu Pferde uns entgegen kommen sahen, welche um uns in der Absicht her zu streifen schienen, um uns zu erschrecken. Als sie aber sahen, daß wir in aller Standhaftigkeit aufmarschirten, ohne uns an sie zu kehren; so zogen sie sich wieder zusammen, und setzten sich zwischen uns und der Stadt. Unterdessen aber hatten unsere Schiffe Befehl, so gleich als ihnen Faria das Zeichen geben würde, mit der Artillerie zu feuren. Dieses Feuer vereinbarten wir mit dem Feuer aus dem kleinen Gewehr. Durch diesen Schall allein wurde eine ziemliche Menge dieser furchtbaren Reuterey erlegt, ohne daß einmal einer von ihnen sich unterstund, zum Degen zu greifen.

Wir giengen also auf das Stadt-Thor zu, und bemerkten mit äusserster Verwunderung, daß dasselbe so schlecht besetzt war; den Mandarinen aber sahen wir mit ohngefehr 600. Mann Fuß-Volk auf uns zu kommen, an deren Spitze er sich befand. Er ritte ein schönes Pferd, und war mit einem Harnisch versehen. Er widersetzte sich uns so ziemlich stark, und

sein Beyspiel munterte seine Leute auf; allein er bekam einen Flinten-Schuß mitten durch den Leib. Als er nun fiel, so verursachte sein Tod unter den Chinesern ein grosses Schrecken; niemand dachte, durch etwas anders, als durch die Flucht sich zu retten, und wegen des allgemeinen Schreckens hatte man so gar vergessen, die Thüren zuzumachen. Wir trieben also die Feinde, wie eine Heerde Schaafe, vor uns her, und mishandelten sie nach unsern Gutbefinden. Nachdem wir nun alle Vorkehrungen wegen eines zu besorgenden Ueberfalls gemacht hatten; so ließ sich Faria zu dem Gefängniß führen, da er denn den 5. gefangenen Portugiesen, welche nichts anders, als den Tod erwarteten, die Thüren selbst öfnete. Als wir nun nachher sämmtlich versammelt waren, und daraus urtheilten, daß die Feinde ruhig wären, weil auf den Mauern, die die Einwohner verlassen hatten, alles ruhig war; so erlaubte er uns, eine halbe Stunde zu plündern. Diese Zeit wurde so gut angewendet, daß auch der geringste Soldat mit Wahrheit sagen konnte, er habe Kostbarkeiten und Reichthümer erworben. Weil uns nun, wegen Finsterniß der Nacht, doch noch vielleicht einer oder der andere unglückliche Zufall hätte begegnen können; so ließ Faria die Stadt an den äusserſten Enden anstecken. Die Flamme ergrif das Fichten und Bambu-Holz, wovon sie gebauet war, gar bald; und wir zogen uns daher ganz

ruhig

ruhig, und bey sehr hellen Lichte wieder in unsere Schiffe zurück.

Das zehende Hauptstück.

Verschiedene Unternehmungen des Faria und Pinto. Der Schifbruch beyder. Faria kommt in dem Wasser um. Schilderung dieses herzhaften Mannes. Wie Pinto dieser Lebens-Gefahr entkommt.

Nachdem die Unternehmung auf Nuday glücklich ausgefallen war, so machte Faria zwo Vorkehrungen, welche seiner Klugheit beyderseits so viel Ehre machen, als viele Unternehmungen von seiner Tapferkeit zeigen können. Die eine bestund darinnen, daß er alle Lebens-Mittel, die wir nur in denjenigen Dörfern fanden, welche an dem Flusse lagen, den Einwohnern wegnehmen, und auf seine Schiffe bringen ließ: weil er mit Grunde besorgte, man möchte ihm dieselben in allen und jeden Häven verweigern. Die andere aber bestand darinnen, daß er sich entschloß, auf einer wüsten Insul den Winter über zu bleiben, wo die Rhede und das Wasser beyde gleich vorzüglich waren: Denn nach Liampo durften wir aus der Ursache nicht kommen, weil wir sonst den Portugiesen viel Nachtheil verursacht hätten, wenn sie daselbst in den Haven mit ihren Waaren einlaufen und den Winter über hätten dabey bleiben wollen.

Uebrigens würde es unnöthig seyn, hier alle und jede Unternehmungen des Faria zu erzählen; daran aber wird dem Leser gelegen seyn, daß wir ihm kurz berichten, ob ihm das Glück länger günstig gewesen sey. Als Faria diese Insel verließ, so bemächtigte er sich eines Raubschiffes und gieng darauf nach Liampo, wo ihn seine Landes-Leute mit allen Ehren empfiengen, und ihm so viel Hochachtung erwiesen, als ob er ihr König gewesen wäre. Man stellte seinetwegen grosse Lustbarkeiten an, und bewog ihn endlich, eines der schönsten Häuser in der Stadt zu beziehen, in welchem er 5. Monate hindurch, mit eben so vieler Hochachtung bedient wurde. Sein Bundesgenosse Quiay Paniam, welcher ihm jederzeit gefolget war, starb bald darauf nach seiner Abreise von Liampo; ein anderer Seeräuber aber, Namens Similau, welcher ein Freund der Portugiesen war, that dem Faria den Vorschlag, er möchte mit ihm nach der Insel Calempluy gehen, wo er versicherte, daß er daselbst eine grosse Anzahl güldener Götzenbilder und 17. chinesische Königliche güldene Statuen in Grabmälern, von eben diesem Metalle liegend, antreffen würde. Faria ließ sich den Vorschlag gefallen, und Similau besorgte die Richtigkeit der Fahrt. Nachdem sie nun eine lange und sehr gefährliche Reise ausgestanden hatten, wodurch des Faria Leute in groß Elend geriethen, so ländete man an der Insel Calempluy an, beraubte die Gräber und Kirchen, und seegelte dar-

darauf wieder ab. Nunmehr wollen wir die Erzählung des Pinto wieder fortsetzen, welcher den Faria niemals verlassen hat.

Wir legten also innerhalb 9. Tagen 140. Meilen zurück, und befanden uns nunmehro ohnweit der Insel Nanqin, wo wir durch einen Westwind in die Gegend getrieben wurden, aus welcher wir das Gebürge Conxinacau sehen konnten.

Diese Reihe von wüsten Gebürgen, welche in der Ferne ein gräßliches Ansehen macht, wie auch der über eine so lange Reise uns verursachte Verdruß, nebst dem herannahenden Mangel unsrer Lebensmittel, vornehmlich aber die Betrübniß, daß uns unsre vornehmste Hofnung zu Wasser geworden war, verursachten auf beyden Schiffen eine grosse Betrübniß, welche gleichsam die Ahndung wegen desjenigen Unglücks war, mit welchem wir bedrohet wurden. Mit einem male erhob sich einer von denjenigen Süd-Winden, welche von den Chinesern Typhoms genennet werden, mit einer so erstaunenden Heftigkeit, daß wir denselben kaum als etwas natürliches ansehen konnten. Nun ist aber die Furcht jederzeit eine fruchtbare Mutter des Aberglaubens gewesen, und unser Pinto betrachtete die Beraubung der Kirchen zu Calempluy allerdings als eine Handlung, welche den Zorn des Himmels verdiente. Diejenigen Schiffe also, welche wir zu

uns hatten nehmen müssen, um in der See desto besser fortzukommen, waren eigentlich Ruder-Schiffe, hatten mithin einen niedrigen schwachen Bord, und waren nicht genug mit Leuten versehen. In einem Augenblicke also wurde unser Zustand so betrübt, daß, weil wir zweifelten, wir würden errettet werden können, wir uns immer durch die Wellen gegen die Küsten treiben liessen. Denn unsre Einbildung machte uns hierbey mehr Hofnung, wenn wir zwischen den Felsen zerscheiterten, als wenn wir mitten auf das Meer getrieben würden; diese betrübte Hofnung aber schlug uns noch darzu fehl.

Denn der Wind, welcher in einem Augenblicke Nord-West kam, erhob so schreckliche Wellen, daß wir durch dieselben wider unsern Willen wieder auf die Höhe getrieben wurden. Nunmehro fiengen wir an, unser Schif zu erleichtern, und über Bord zu werfen, ohne einmal unsrer Küsten voll Gold und Silber zu schonen. Unsre Masten hieben wir ab, und überliessen uns den übrigen Tag unsren Schicksale. Gegen die Mitternacht hörten wir auf dem Schiffe des Faria ein Geschrey der äusserstен Verzweifelung, dieses erwiederten wir mit dem erschrecklichsten Wehklagen. Als wir nun bald darauf weiter nichts höreten, als das Geräusche der Winde und Wellen, so wurden wir überzeugt, daß unser herzhaftes Oberhaupt nebst allen unsern Freunden von den Wel-

Wellen verschlungen sey. Diese Vorstellung versetzte uns in eine solche Bestürzung, daß es während einer ganzen Stunde nicht anders schien, als ob wir allerseits verstummet wären. O was war dieses vor eine betrübte und Schreckensvolle Nacht! Eine Stunde vor Tages bekam unser Schif unten an dem Maste eine Oefnung, und das Wasser drung so heftig hinein, daß uns aller Muth entfiel, es aus zu pumpen. Endlich waren wir im Begrif, gegen die Felsen zu stossen, und als wir fast in dem Wasser ertrunken waren, so warfen uns die Wellen oben auf die Spitze eines Felsen, wodurch denn unser Schif völlig zerscheiterte. Von den 25. Portugiesen wurden 14. gerettet. Der Rest, nebst 18. Christen-Sclaven und 7. chinesischen Boots-Knechten kam vor unsern Augen jämmerlich um.

Wir wollen indessen dem Leser etwas, von dem Schicksale des Faria erzählen. Denn es ist schwer, ehe wir das Schicksal des Pinto erzählt haben, das betrübte Ende eines Mannes nicht zu beklagen, welchem vielleicht weiter nichts, als der Admirals-Stab, und eine zahlreiche Flotte gefehlt hat, einen würklichen und einen der allergrößten Helden vorzustellen, die jemals gewesen sind. Denn wir haben aus der Erzählung seiner Unternehmung gesehen, daß Faria mit der Unerschrockenheit seines Geistes alle vorzüglichen Eigenschaften, und alle Tugenden des Geistes verbunden hat, durch wel-

welche nur grosse Männer berühmt werden können. Er war herzhaft bis zur Verwegenheit, großmüthig in seinen Gesinnungen und Handlungen, gegen sein eigenes widriges Schicksal unempfindlich, gegen das widrige Glück seiner Freunde aber mitleidig; edelmüthig, so gar zum Nachtheile und Erhaltung seines Lebens; gegen die grössesten Gefährlichkeiten vollkommen gleichgültig, ja er lachte so gar mit Verachtung über das Glück, wenn es ihn mishandelte, und nahm seine Schmeicheleyen mit kalten Blute an. Er war von Natur auf eine männliche und überredende Art beredt; von seiner Religion, auch wenn er noch so sehr beleidiget war, durchdrungen; gegen seine Landes-Leute und deren Vortheile überaus zärtlich; strebte mit allem Eifer der Gerechtigkeit nach, und so gar bis zur Strenge; seine Unternehmungen, zu welchen viel Kühnheit erfordert wurde, überlegte er mit der größten Bedachtsamkeit; er war freymüthig in Reden, aber doch mit Bedachtsamkeit; ein Feind aller Unwahrheit; gesetzt ohne Hartnäckigkeit; er gab vernünftigen Rathschlägen, jedoch ohne Leichtsinnigkeit, gerne Gehör; und von dieser Gemüths-Beschaffenheit war überhaupt derjenige Mann, welchen Portugall mit Recht unter seine vornehmsten Sieger, welche ihm Ehre machen, rechnen kann, und welchen sich alle und jedwede Völker zum Muster wehlen solten, wornach sie ihre Helden bilden können. Nur eine einzige Leidenschaft schien über die gu-

ten

ten Eigenschaften des Faria einige Dunkelheit zu verbreiten, und diese bestand darinnen, daß er gar zu sehr rachgierig war. Denn ein unversöhnlicher Haß trieb ihn öfters zu würklichen Grausamkeiten an, vornehmlich aber gegen die Feinde seiner Nation; und diese heftigen Leidenschaften hatten doch allemal einigen Grund, und zwar diesen, weil man ihm sein ganzes Vermögen geraubt hatte. Es kann aber auch seyn, daß der blinde Religions-Eifer etwas dazu beygetragen, und er daher geglaubt hat, die Räuberey der Götzenbilder sey vollkommen erlaubt. Hätte also Faria seine übrige Tugenden zugleich mit der Gelindigkeit und Liebe gegen das menschliche Geschlecht verbunden; so würde niemand demselben mehr Ehre gemacht haben, als er: oder eigentlicher zu reden, er hätte aufgehöret, ein Mensch zu seyn, und kein Geschöpf wäre einer Gottheit ähnlicher gewesen, als eben er.

Das eilfte Hauptstück.

Elender Zustand des Pinto und seiner Gefährten. Was sie vor einen Beystand erlangen. Abermalige widrige Umstände, in welche sie versetzt werden. Wie man sie zur Geisselung verdammt. Abgeschmackte Streitigkeiten, welche unter ihnen entstehen. Betrübte Folgen derselben.

Wir

Wir versammelten uns also auf dem Ufer, wo wir den ganzen Tag über und die folgende Nacht, unser unglückliches Schicksal beständig beklagten. Das Land war so rauh und gebürgigt, daß es schien, als ob gar niemand drinnen wohnete. Indessen giengen wir den folgenden Tag drauf früh etwan 6. bis 7. Meilen durch die Gebürge, und zwar in der betrübten Hoffnung, einige Einwohner anzutreffen, welchen wir uns gerne als Sclaven überlassen, wenn sie uns nur für unsere Freyheit etwas zu essen gegeben hätten. Nachdem wir aber diesen beschwerlichen Weg zuruck gelegt, so befanden wir uns vor einen sehr grossen Moraste, welchen wir nicht übersehen konnten, und dessen Boden so naß war, daß wir ohnmöglich darüber gehen konnten. Wir mußten also gerade wieder umkehren, weil wir keinen andern Weg sahen. Den folgenden Tag also befanden wir uns an eben dem Orte wieder, wo unser Schif gescheitert war, und erblickten an dem Ufer, diejenigen todten Leichname, welche das Meer daselbst ausgeworfen hatte; worüber wir denn unsre Klagen und Seufzen abermal anhuben.

Nach dem wir den 3ten Tag dazu angewendet hatten, sie blos mit unsern Händen, weil wir keine andere Werkzeuge hatten, in den Sand zu begraben; so setzten wir unsern Weg gegen Norden über Berg und Thal durch

das

das Holz fort, da es uns dann sehr schwer wurde, durch die Dickungen zu kommen. Indessen gelangten wir endlich zu den Ufer eines Flusses, durch welchen wir schwimmen wollten; die 3. ersten aber, welche den Versuch machten, wurden mit dem Strome fortgetrieben. Weil nun diese noch die stärksten unter uns waren; so konnten wir leicht erachten, daß es uns nicht besser ergehen möchte. Wir wendeten uns also wieder gegen Morgen, und giengen an dem Ufer des Flusses herauf, da wir denn in einer stockfinstern Nacht eben so sehr von dem Hunger, als der Kälte und dem Regen geplagt wurden. Den Tag darauf, ehe die Sonne aufgieng, erblickten wir ein grosses Feuer, auf welches wir zugiengen; Als aber die Sonne hervor kam, so konnten wir das Feuer nicht mehr sehen, indessen setzten wir unsern Weg, bis an den Abend, immer weiter an dem Flusse fort. Nunmehro erblickten wir das freye Land; und wir glaubten daher, einige Einwohner anzutreffen. Uebrigens durften wir uns nicht von einem Wege entfernen, wo das Wasser, welches sehr vortreflich war, wenigstens dazu diente, daß wir etwas bey Kräften erhalten wurden. Den Abend langten wir bey einem Holze an, wo wir 5. Leute bemerkten, welche Kohlen brannten.

Die lange Handlung, welche einige von uns mit dieser Art von Leuten getrieben, hatte ihnen die chinesische Sprache so ziemlich bekannt ge-

gemacht. Wir giengen also zu ihnen und warfen uns zu ihren Füssen, um ihnen diejenige Furcht zu benehmen, welche ihnen der Anblick von fünf ganz fremden Personen leicht hätte verursachen können. Wir baten sie um des Himmels willen, uns doch einen Ort anzuweisen, wo wir einige Erleichterung unseres schweren Unglücks erwarten könnten. Sie sahen uns darauf ganz mitleidig an, und einer von ihnen sagte: „Wenn euch weiter nichts fehlte, als daß „ euch der Hunger quälet, so wird es uns leicht „ seyn, diesen abzuhelfen; allein ihr seyd ja so „ sehr verwundet, daß euch mit unsern Beystand allein unmöglich etwas gedienet seyn „ kann.„ Denn die Dornen, durch welche wir vielfältig hatten kriechen müssen, als wir durch die Gebürge gegangen waren, hatten uns die Gesichte und Hände dergestalt zerritzt, daß die Wunden, welche wir wegen unsers kläglichen Zustandes nicht einmal empfunden, schon Eyter gesetzt und faul geworden waren.

Indessen gaben uns doch die fünf Chineser ein wenig Reis und warmes Wasser und riethen uns, in ein benachbartes Dorf zu gehen, wo wir ein Hospital antreffen würden, welches zu dem Ende angelegt wäre, arme Reisende auf- und anzunehmen und sie zu beherbergen. Eben dieser Gütigkeit wurden auch wir theilhaftig, und zwar mit einer Gütigkeit, die sich blos darauf erstreckte, daß wir Dach und Fach hatten, und nicht unter dem freyen Himmel liegen durf-

durften. Als wir nun den Leuten vorstelleten, daß der Hunger das vornehmste wäre, wovon wir gequält würden; so antworteten die Befehlshaber in dem Hause uns mit eben der Gelindigkeit als Ernsthaftigkeit, daß das Haus sehr arm wäre, und erzähleten uns mit vielen Umständen, woher die Armuth dieses Hospitals käme. Diejenigen unter uns nun, welche am meisten hungrig waren, konnten sich nicht entbrechen, ihren Unwillen auszulassen, welchen ihnen alle diese Erzählungen verursachten; Sie thaten uns also in portugiesischer Sprache den Vorschlag, es nicht länger mehr zu erdulden, daß man unsers Elends spottete, sondern sich desjenigen Vortheils zu bedienen, den wir dadurch hätten, daß wir ihnen an der Zahl überlegen wären. Ich aber stellte meinen Gefährten die betrübten Folgen vor, welche daraus entstehen könnten, wenn wir Gewalt brauchten, und beschwor die Chineser, alle übrige Sorgfalt bey Seite zu setzen, und nur unsern Hunger zu stillen, von welchen wir gequälet würden. Es fehlte aber weit, daß sie von einer so inständigen Bitte beleidiget worden wären; vielmehr entschuldigten sie sich, auf das allerweitläuftigste, und welches endlich darauf hinaus liefe, daß sie uns baten, mit ihnen zu gehen, um bey den Einwohnern des Orts einiges Mitleiden gegen uns zu erflehen. Das ganze Dorf bestund ohngefehr aus 40. bis 50. elenden Wohnungen, welche hin und wieder zerstreuet lagen, und welches wir durchwandern

mußten, um Allmosen zu sammeln: da wir denn einen halben Sack voll Reiß, ein wenig Mehl, etwas Bohnen, Zwiebeln, und schlechte Kleidung zusammen bettelten, womit wir die unsrigen wieder ausbessern konnten.

Als wir nun den folgenden Tag Abschied nahmen, so hatte man uns gesagt, daß 3. Meilen von da ein gar reiches Hospital wäre, in welchem alle arme Leute auf und angenommen würden. Wir langten bey denselben noch an eben den Abend an, und man ließ uns daselbst so viel Mitleiden angedeihen, als man es nur in der Christenheit erwarten kann. Indessen mußten wir viele Feyerlichkeiten ausstehen, und auf das heiligste versichern, daß wir das chinesische Reich so gleich wieder verlassen wollten, so bald als wir geheilet wären.

Als wir hier nun 18. Tage ausgeruhet, und während der Zeit in einem ziemlichen Ueberflusse gelebt hatten; so waren wir vollkommen wieder gesund. Wir reißten also in der Absicht wieder aus, um nach Nanquin zu gehen, von welcher Stadt wir nicht weiter als 140. Meilen entfernt waren: daselbst aber zu Schiffe entweder nach Canton oder Liampo zu gehen.

Am zweyten Tage nach unsrer Abreise gelangten wir an einem Orte an, wo wir die Nacht bleiben wollten; wir setzten uns also unter einen Baum, neben welchem 3. bis 4. Personen

sonen sich befanden, welche eine starke Heerde Kühe hüteten, und die niemals 11. fremde Leute gesehen hatten, ohne dadurch in Schrecken zu gerathen. Sie fiengen also ein grosses Geschrey an, worüber denn die Einwohner zusammen liefen und mit Stecken und Steinen bewafnet waren. In ihrer ersten Wuth bekamen wir viele Wunden, und diese Hitze nahm noch immermehr zu, da sie uns ganz nahe betrachteten, und zwar aus der Ursache, weil die Wütenden an uns nicht eben die Gesichtszüge bemerkten, wie an ihren Landes-Leuten. Sie banden uns also die Hände auf den Rücken und führten uns auf das nächste Schloß. Hier war man anfänglich Willens, uns je eher je lieber zu ermorden. Nachher aber schickte man uns in ein Gefängniß, welches eigentlich ein alter Wasser-Kasten gewesen, und noch zum Theil mit faulen Wasser, als auch mit Blut-Ygeln angefüllet war. Hier mußten wir 2. Tage bleiben, und in dieser Pfütze bis an den Leib stecken, ohne daß man uns das geringste zu essen und zu trinken gab. Endlich führte der Himmel einen Einwohner eben desjenigen Dorfes zu uns, wo man uns so wohl aufgenommen hatte. Dieser erfuhr unser Unglück, und wie sehr ungnädig man auf uns sey; er legte es denenjenigen, die uns so peinigten, sehr übel aus, daß sie uns vor Diebe gehalten hatten; und wegen dieses seines Zeugnisses wurden wir aus unserm Gefängnisse ganz durchgehends blutig von den Ygeln zerbissen, wieder loß gelassen.

lassen. Wir giengen also voller Bosheit wieder fort, ohne diejenigen Entschuldigungen anhören zu wollen, mit welchen man uns zu trösten, sich bemühete.

Wir setzten also unsern Weg gegen Nanquin weiter fort, und trafen zuweilen auf den Dörfern, durch welche wir kamen mitleidige Herzen an, zuweilen mußten wir uns aber auch gefallen lassen, grosse Umwege um die grossen Städte zu nehmen, und zwar, weil die Gesetze in denselben den Ausländern eben nicht günstig sind.

Als wir nun, zu unserm Unglücke, in eine kleine Stadt, Namens Taypol, eben zu einer Zeit kamen, als in der Gegend derselben auf dem platten Lande, einige Unordnungen vorgefallen waren; so wurden wir angeklagt, als ob wir die Urheber derselben gewesen wären. Man warf uns also in ein sehr enges Gefängniß, wo wir während den sechs und zwanzig Tagen, die wir hier aushalten mußten, ganz erbärmlich zerpeitscht wurden. Das besonderste bey dieser grausamen Züchtigung war dieses, daß man uns jegliche mal nach derselben, in eine bequeme Kammer führete, wo verschiedene Personen versammelt waren, welche allerley Werke der Barmherzigkeit auszuüben, sich mit einander vereiniget hatten, uns unsere Striemen und Wunden verbanden, und uns allerley Wohlthaten angedeihen liessen. So wie

wie wir nun geheilet waren, so gieng die Züchtigung allemal wieder vom frischen an: Da denn von denen eilfen, deren unserer waren, in diesen beständigen Abwechselungen der Züchtigungen und Strafen, endlich zween starben.

Da nun endlich das Untergericht, unter welchem wir uns befanden, über uns nicht ausdrücklich sprechen und uns verdammen konnte, so mußten wir nach und nach durch verschiedene höhere Gerichte passiren, bis unsere Sache endlich vor das Gericht der Hauptstadt kam; wo wir denn alle neune, dem Landesgebrauche nach, während ein Jahr zu der öffentlichen Sclaverey verdammet wurden. Von dem Verbrechen, welches man uns zur Last gelegt hatte, wurden wir zwar freygesprochen; unsere Verdammung zu der Sclaverey aber, rührete daher, daß wir uns mitten in das Reich begeben hatten, ohne darzu eine ausdrückliche Erlaubniß des Hofes gehabt zu haben.

Als wir nun zu Quansy anlangten, so hatte der tartarsche Prinz, welcher daselbst residirte, uns zu sehen verlangt. Er steckte uns also unter die Zahl seiner achtzig Hellebardiers, welche ihm der Kaiser als eine Leibwache zu gestund. Dieses war für uns gewiß eine unerwartete Gnade, und uns sehr angenehm: Denn diese Dienste waren gar nicht beschwerlich, und wir waren über dieses versichert, daß

wir, nach Verlaufe der gesetzten Zeit, wieder los kamen.

Indem wir nun in aller Ruhe ein besseres Schicksal erwarteten, und mit einander in brüderlicher Eintracht hätten leben sollen; so machten wir uns selbst unter einander die Hölle, und zogen uns selbst sehr vieles Unglück zu.

Denn zween unter uns geriethen mit einander, über den Ursprung der beyden vornehmen portugiesischen Häuser der Madurayras und Fonsecas, in einen hitzigen Wortwechsel, mit welchen sie weitläuftig verwandt zu seyn glaubten. Ohne, daß sie nun den geringsten Nutzen davon hatten, ob dieses wahr sey, oder nicht, als daß sie sich mit einander zankten; so wurden sie über den Vorzug eines dieser beyden Namen, dergestalt auf einander erhitzt, daß, nachdem sie einander gescholten und sich Ohrfeigen gegeben hatten, der beleidigte Theil den Säbel zog und seinem Gegner einen Hieb über die Backen versetzte. Dieser aber ergrif darauf eine Hellebarte und hieb jenen in den Arm. Bey dieser Begebenheit konnten wir nun unmöglich so ganz und gar leere Zeugen abgeben; sondern ein jeder von uns übrigen ergrif eine von den beyden Partheyen, nachdem er nämlich gesinnet war. Das Handgemenge wurde also allgemein, und von den neunen, derer unserer waren, wurden sieben gefährlich verwundet.

Bey

Bey dieser Schlägerey fehlete es nicht an einer grossen Menge von Zuschauern, unter welchen der tartarische Prinz selbsten war, welcher ebenfalls hinzugelaufen kam. Er ließ uns also so gleich ausziehen und einem jeden dreyßig Streiche mit der Peitsche geben, welche gewiß nachdrücklicher anzogen, und das Blut besser rinnend machten, als die Wunden, die wir uns zugefügt hatten. Hierauf wurden wir sechs und vierzig Tage in ein unterirrdisches Gefängniß geworfen, und mit schweren Ketten belegt. Ob nun diese Strafe gleich allerdings hart war, so kränkte sie uns doch nicht so sehr, als die Vorwürfe, die wir erdulden mußten. Denn es hieß beständig: „Wir hätten weder Erkänntniß, noch Furcht für Gott; wir wären ärger, als wilde Bestien, und unfehlbar aus einem Lande, dessen Einwohner sehr rohe und gewissenlos wären, weil wir einerley Sprache und Sitten hätten, und dabey vermögend wären, uns unter einander zu verwunden und ohne Ursache aufzureiben; daß wir verdienten, aus der menschlichen Gesellschaft ganz und gar verbannet und in eine Wüste eingesperret zu werden, wo wir lauter solche Scheusale anträfen, als wie wir, die aber nicht wilder und niederträchtiger handeln würden.„

Als nun nachher ein öffentliches Fest einfiel, an welchem man, wie es die Landesgewohnheit erfordert, gute Werke oder Liebes-

dienste zu erweisen pflegt; so erinnerte sich der Prinz, weil er doch noch einiges Mitleiden gegen uns hegte, unserer. Er schenkte uns also, aus Betracht unseres elenden Zustandes und weil wir fremde waren, das Leben; aber nur zu dem Ende, uns in einer Schmiede zu gebrauchen, wo wir sechs Monate hindurch, sehr schwere Arbeit thun, dabey fast nackend gehen mußten, und ungemein wenig zu essen und zu trinken bekamen. Wir wurden also allerseits krank, und weil man besorgte, wir möchten die übrigen Arbeitsleute anstecken, so ließ man uns los, damit wir desto bequemer behandelt werden, und uns so lange unsere Lebensmittel betteln konnten, bis wir wieder gesund wären.

Das zwölfte Hauptstück.

Wie sich der Verfasser und seine Gefährten ihrer Freyheit bedienen. Besonderer Vorfall, welchen Pinto erlebt. Beystand, welchen er dadurch erhält. Wie er abermal in die Sclaverey geräth.

Der allererste Gebrauch, welchen wir mit derjenigen wenigen Freyheit machten, die man uns ließ, bestand darinnen, daß wir allerseits einen förmlichen Eid leisteten, von nun an mit einander in gutem Vernehmen und Freundschaft zu leben, und denjenigen unter uns neunen, welchen die übrigen achte jeglichen Monath, als

als unser Oberhaupt erwehlen würden, damit derselbe die unter uns etwan vorfallenden Zwistigkeiten abthun möchte, völligen Gehorsam leisten wollten. Als nun diese Wahl auf den Boralho fiel, so theilte derselbe, vermöge seiner Klugheit, einem jedweden unter uns, die nöthigen Geschäfte aus, welche er zum Besten der übrigen überhaupt thun sollte. Zween mußten in der Stadt betteln; zween andere Wasser holen und das Essen zubereiten; die übrigen aber das Holz aus dem nächsten Walde holen und es hauen; nicht nur so viel, als wir allein gebrauchten, sondern auch, um das übrige zu verkaufen und etwas Geld dafür zu lösen.

Nun gehörete ich mit unter diese letzte Zahl, und als ich einsmals von dem Orte wieder zurück kam, wo ich gearbeitet, und ein Bündel Holz auf dem Rücken hatte, so stieß mir ein alter Mann auf, welcher ein langes schwarzes Kleid von Dammaste, und mit weisen Pelze gefüttert, trug. Eine so ansehnliche Tracht schien mir an einem Manne, welcher ganz allein, und niemanden bey sich hatte, ziemlich verdächtig, vornehmlich, da er sich auf einem Abwege zeigte, sich immer weiter von der Strasse entfernte, und mich mit der Hand zu sich winkte. Ich hielt ihn also für einen Spitzbuben, welcher mir das Holz abnehmen wollte. Dieses warf ich also in solchen Gedanken zuvor nieder auf die Erde, nahm

den Stock in die Hand, auf welchen ich mich lehnte und gieng auf den Alten ganz langsam zu, welcher denn ebenfalls weiter fortgieng, und verlangte, daß ich mit ihm und zu seinem Gefolge gehen sollte.

Ueber dieses aber stutzte ich und kam wieder auf den vorigen Gedanken, entschloß mich also, den Augenblick wieder umzukehren, um so gleich wieder auf der Landstrasse zu seyn, welche nach der Stadt führete. Der Mann aber merkte meine Gedanken und rief mich; ich sahe mich um und bemerkte, daß er sich auf die Knie niedergeworfen hatte; er zeigte mir also von ferne ein kleines silbernes Kreuz mit gar demüthigen Mienen, wodurch er mein Mitleiden anzuflehen schien.

Nunmehr trug ich kein Bedenken, ferner auf ihn zu zu gehen, ob ich ihn gleich noch für einen Chineser hielt. Ich wunderte mich aber höchlich, als ich ihn mit vielen Thränen und Schlucksen, portugiesisch reden hörete: ich danke der göttlichen Barmherzigkeit, daß ich, nach einem so langen Elende, einmal wieder einen Christen zu sehen bekomme! Ich beschwöre dich, im Namen unsers Herrn Jesu Christi, antwortete ich ihm hierauf, daß du mir sogleich sagest, wer du bist.

Liebster Bruder, erwiederte er hierauf, ich heisse Vasco Calvo bin aus Altochetto gebür-

bürtig, und hier vor zwanzig Jahren mit dem Tome Peres, welcher hier her zu dem Gesandten geschickt wurde, in die Sclaverey gerathen.

Ich erkannte also an ihm eben dem Vasco Calvo, von dessen unglücklichem Schicksale ich vorher schon Nachricht erhalten hatte, ich umarmte ihn als meinen Bruder, vergoß eine geraume Zeit zugleich Thränen mit ihm; und wir erzählten den übrigen Tag hindurch, einander unser widriges Schicksal. Gegen den Abend nun, als wir wieder auf den Weg nach der Stadt gekommen waren, so zeigte mir Calvo seine Wohnung, und bat mich, daß ich meine Gefährten ebenfalls zu ihm führen möchte. Es war mir nichts angenehmer, als ihnen eine so angenehme Nachricht zu bringen; wir begaben uns also zusammen nach der Wohnung des Calvo, welcher uns denn allerseits mit einer ausnehmenden Freude bewillkommete.

Vasco, welcher unsere betrübten Umstände wohl wußte, hatte bereits eine Mahlzeit zurichten lassen. Er zeigte uns seine Frau, nebst den vier Kindern, die er mit ihr erzeugt hatte; nachher setzten wir uns zu Tische, und blieben an demselben bis ziemlich weit in die Nacht hinein sitzen. Dieses Frauenzimmer, welche von Geburt eine Chineserin, aber eine Christin geworden war, führete uns nachher, als wir

wir zu Abend gegessen hatten, in ihr geheimes Betzimmer, wo sie einen kleinen Altar nebst einem silbernen Crucifixe, eine Lampe und zween Leuchter stehen hatte. Hier warf sie sich nebst ihren vier Kindern auf die Knie, und betete in portugiesischer Sprache einige sehr rührende Gebeter: und wir vereinigten die unsrigen mit den ihrigen. Dieser zärtliche Vorfall schien mir ein solches Glück zu seyn, desgleichen ich lange nicht genossen hatte.

Die Gütigkeit des Calvo, welcher in ganz guten Umständen zu seyn schien, erleichterte uns die Last unserer Sclaverey, während acht Monaten, gar merklich; allein die Tartarn überschwemmeten China, richteten ihren Marsch gegen Pecking, und zeigten sich vor Quansy, wo wir uns befanden, den zweiten Julii 1544. Die Stadt gieng mit Sturm über, wurde geplündert, und die Einwohner, ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters, nieder gehauen. Das, was der Wuth und dem Geitze der Barbarn entgieng, wurde durch die Flammen verzehret, als sie die Stadt an verschiedenen Orten in Brand steckten.

Weil wir aber Fremde waren, so hatte man doch so viele Achtung vor uns, daß man uns das Leben schenkte. Man nahm uns also als Kriegsgefangene mit, und übergab uns einem vornehmen Officier in Verwahrung. Den folgenden Tag marschirten wir mit der

Armee

Armee gegen Pecking. Nauticor, welcher sie commandirte, erinnerte sich, daß sie eine Parthey von seinen Leuten, nicht weit von dem Schlosse Nixoamcu, in Stücken gehauen hatten; weswegen er denn den Vorsatz fassete, den Ort mit Sturme einzunehmen. Es wurde also ohne Verzug ein Theil der Truppen commandirt, welche dieses Unternehmen ausführen sollten; die Chineser aber defendirten sich dermassen, daß der General der Tartarn abziehen mußte: welches ihm denn vielen Verdruß verursachte. Er war also darauf bedacht, den Sturm entweder wieder anzufangen, und entweder seine Schande zu tilgen, oder vor demselben das Leben einzubüssen. Allein die Soldaten wurden mißvergnügt, so, daß auch die tapfersten nicht wieder anmarschiren wollten, ohne, daß man eine allgemeine Unterredung mit einander gehalten hatte.

Während dem nun, daß man die Sache überlegte, und die Meinungen sehr verschieden waren, so fragte uns derjenige Officier, welcher uns eben von der Einnahme des Orts reden hörete, und welcher ebenfalls sein Gutachten sagen sollte, ob in unsern Lande auch Krieg geführet würde, und wir Lust hätten, Kriegsdienste zu thun.

Einer unter uns, Namens Mendez, antwortete ihm so ziemlich mit Wahrheit, daß wir fast unsere ganze Lebenszeit in dem Kriegs-

wesen

wesen zugebracht, und wir von unserer Kindheit an, fast kein ander Gewerbe getrieben hätten. Wofern ihr also, während dieser eurer langen Erfahrung ein Mittel gelernt habt, erwiederte der tartarsche Officier, auf was Art dieses Schloß eingenommen werden kann, und solches angeben werdet; so könnet ihr versichert seyn, daß euch der General alle möglichen Gnadenbezeugungen wird angedeihen lassen. Mendez versicherte so gleich ganz dreist, ohne eben auf die übeln Folgen zu sehen, die daraus leicht hätten entstehen können, daß, wenn sich Nauticor, im Namen des Chan schriftlich anheischig machen wollte, ihn nebst seinen Gefährten nach der Insel Aynan bringen zu lassen, damit sie von da wieder in ihr Vaterland reisen könnten; so gläubte er, es würde ihm ziemlich leicht seyn, ein Mittel zu zeigen, wie alle Schwürigkeiten der Belagerung mit leichter Mühe überwunden werden könnten. Dieses Anerbiethen wurde von dem Officier angenommen, welcher sich denn so gleich zu dem General verfügte, und demselben Nachricht davon gab.

Während dem nun, da das in dem Kriegsrath vorgetragen wurde, was Mendez gesagt hatte, so erstaunten wir nicht wenig über diese seine Kühnheit, und glaubten, schon die Rache der Tartarn mit allen ihren Folgen zu empfinden, wenn seine Vorschläge keinen guten Ausgang hätten. Wir machten ihm also schon die

die bittersten Vorwürfe, daß er sich selbst zu einem Werkzeuge unseres Verderbens, durch solche Versprechungen gemacht hätte, die wir zu erfüllen nicht vermögend wären.

„ Allein er antwortete uns, mit einer Zu„ versicht, daß wir darüber noch mehr stutz„ ten: es wäre gewiß was besonderes, wenn „ neun Portugiesen, welche so lange Soldaten „ gewesen sind, und welche sich sehr vieler Un„ ternehmungen zu erinnern wissen, die ihrer „ Nation viel Ehre machen, nicht bessere Er„ känntniß in dem Kriegswesen haben sollten, „ als die Barbaren. Wenn wir nun unsere „ Erkänntniß und Ueberlegung mit einan„ der vereinbaren, so verspreche ich mir, daß „ wir ihnen wenigstens einen Weg offenbaren „ wollen, den sie noch lange nicht wissen; und „ vielleicht ist es schon genug, wenn wir auch „ nur ein wenig vernünftiger als sie scheinen, „ daß sie uns frey lassen. Betrachten wir nun „ übrigens denjenigen elenden Zustand, in wel„ chem wir uns befinden, sollte unser Leben „ alsdenn noch wohl verdienen, daß wir uns „ ferner Mühe gäben, es zu erhalten; wenn wir „ gar keine Hofnung hätten, in bessere Umstän„ de zu gerathen? „

Durch diese kurze Rede bekamen wir allerseits mehr Muth; denn wir betrachteten nunmehr seine vermeinte Verwegenheit von einer andern Seite. Es kam uns nicht anders vor, als

als ob sie eine Eingebung des Himmels sey, wodurch derselbe ihn zu einem Werkzeuge unserer Befreyung machen wollte. Weil nun Nauticor mit allen den Vorschlägen nicht zufrieden war, die man in dem Kriegsrathe gethan hatte, so ließ er sich das Anerbiethen, unsern Beystand betreffend, sehr gern gefallen, vornehmlich, als er erfuhr, daß wir Leute aus einer Nation wären, deren Siege und Eroberungen in Indien schon ein grosses Aufsehen gemacht hatten. Man führete uns daher, in eben dem Zustande, wie wir noch mit unsern Ketten beschweret waren, in sein Zelt. Nachdem er uns nun um mancherley Dinge gefragt hatte, welche ihm Mendez gründlich und ausführlich beantwortete, so ließ er uns die Ketten zum Theil abnehmen und uns zu essen und zu trinken geben; worüber wir denn mit einer solchen Begierde her fielen, daß es schien, als ob er ein grosses Vergnügen daran hätte.

Als nun einer von denen Officiers, die er beständig um und neben sich zu haben pflegte, vermuthlich darüber eifersüchtig wurde, daß er auf solche elende Leute, als wir waren, so viel Vertrauen setzte, desgleichen er, seiner Meinung nach, ungleich eher verdiente; so sagte er zu ihm im Spase: „Wenn Ihre Gütig„ keit nur blos den Zweck hat, diese Sclaven „ von ihrem Hunger zu befreyen, so wird die„ selbe gewiß nicht ganz und gar umsonst an„ gewendet seyn; denn sie kann Ihnen schon

tau-

tausend Unzen Gold eintragen, welche Sie einnehmen können, wenn Sie sie verkaufen. Ueber diesen Spaß fieng die ganze Gesellschaft mit einem male an, ganz laut zu lachen. Wir aber versammelten uns, um durch geheime und allgemeine Klagen unsere Betrübniß zu verstehen zu geben. „Wer weiß, sagten wir einer zu „dem andern, was für Unglück wir noch al„les zu gewarten haben? Denn, wenn ihm „sein kühnes Versprechen nicht gelingen soll„te, so ist es um uns allerseits geschehen; ist „er aber glücklich, so hat er die ganze Ehre „dieser Unternehmung allein: Denn die Gna„de des Chan wird ihm allein zu Theile wer„den, und vielleicht besteht das grösseste Glück, „welches wir vielleicht zu erwarten haben, dar„innen, daß wir ihm dienen müssen.„ Indessen hatte Mendez seine Maasregeln so weislich genommen, daß, als den dritten Tag früh darauf, als die Armee in verschiedenen Colonnen in Schlachtordnung gestellet war, sie an verschiedenen Seiten gegen die Mauern der Stadt anrückte. Eine jedwede Division hatte Befehl, einen falschen Angrif dergestalt zu machen, daß während der Zeit, da der erste, welcher unternommen wurde, die Hauptdivision, welche zu dem eigentlichen Angriffe bestimmet, und von dem Mendez commandirt wurde, den Graben mit Faschinen ausfüllete, sich bemühete, in aller Geschwindigkeit, über denselben zu gehen, um alsdenn mit der gehörigen Tapferkeit die Mauern zu ersteigen. Dieses Unternehmen wurde auch mit einer solchen Geschwin-

digkeit ausgeführet, daß der Feind es kaum inne wurde, von welcher Seite man ihm vornehmlich drohete. Mendez war der erste, welcher unten an der Mauer eine Sturmleiter anschlug. Wir aber erstiegen dieselbe mit ihm so kühn, daß wir den festen Entschluß gefaßt hatten, entweder zu sterben, oder unsere Tapferkeit auf eine vorzügliche Art sehen zu lassen. Wir waren also diejenigen, welche die erste Fahne auf der Mauer ausstecketen.

Nauticor mit seinen vornehmsten Officiers betrachteten uns in der Ferne mit eben so vielen Vergnügen, als Erstaunen. Als aber den Belagerten aller Muth und Hofnung entfallen war; so wurden die Mauern bald darauf durchgehends mit Tartarn besetzt. Man machte dem Generale unter Ausrufung des Sieges, das Thor auf. Mendez wurde wegen seines Betragens und Tapferkeit ungemein gelobt, er erhielt auch ein Geschenk von ein paar kostbaren güldenen Armbändern. Der General aber erwies uns allerseits viele Merkmale der Hochachtung; die allergrösseste aber bestund, nach der Meinung der Tartarn, darinnen, daß wir in eben dem Schlosse, welches wir ihm hatten erobern helfen, mit an seine Tafel gezogen wurden.

So bald er nun wieder zurücke nach seinem Zelte kehrete, so ließ er uns zusammen zu sich kommen. Dem Mendez schenkte er tausend

send Taels oder Unzen Silber; ein jeder der übrigen von uns aber erhielt deren hundert. Diese Ungleichheit des Geschenks war eine abermalige Ursache der Mißhelligkeit unter uns, besonders wurden diejenigen neidisch, welche wegen ihrer Geburt und Herkommens einen Vorzug vor den Mendez zu verdienen glaubten; ohngeachtet wir allerseits gestehen mußten, daß wir ihm alle unsere Ehre und Freyheit zu verdanken hatten.

Nauticor brach also mit der Armee auf, und nach einem Marsche von zween Tagen, langte er bey der Armee des Chan an, welcher Pecking belagerte. Wir wurden ihm mit vielen Feyerlichkeiten vorgestellet, welcher, nachdem er uns um verschiedene Dinge gefragt hatte, uns seiner Gnade und Erfüllung desjenigen Versprechens versicherte, welches uns sein General gethan hatte.

Indessen verflossen drey und vierzig Tage, ohne, daß sich unser Zustand im geringsten änderte. Die Belagerung wurde mit allem Nachdrucke fortgesetzt; und die Chineser vertheidigten sich nicht weniger tapfer. Uebrigens entstunden in dem Lager des Chan ansteckende Krankheiten, welche jegliche Tage die Truppen zu tausenden hinrissen; auch traten ein paar Flüsse aus ihren Ufern, und setzten die ganze Gegend, wo die Armee der Belagerer stund, unter Wasser; da nun nächst diesem der Win-

ter herannahete und der Mangel der Lebensmittel einzureissen begunte; so wurde der Chan durch alle diese widrigen Umstände genöthiget, die Belagerung aufzuheben, und mit der Armee wieder in seine Staaten zu marschiren. Wir folgten und blieben sechs Monate bey ihm, und er begnadigte uns mit seinen Wohlthaten dergestalt, daß es schien, als ob wir uns nach unserer Freyheit eben so sehr nicht sehneten. Er hatte auch dem Nauticor befohlen, uns den Antrag zu machen, in seine Dienste zu gehen; und Mende, hatte würklich schon eine Station angenommen, welche ihm jährlich sechs tausend Taels einbrachte.

Indessen glaubte der General, er sey nicht weniger verbunden, sein uns geleistetes zu erfüllen, und uns nach allen seinem Vermögen zu dienen. Damit er nun den Chan um desto eher bewegen möchte, uns zu erlassen; so stellete er ihm vor, daß wir in Europa Weiber und Kinder hätten, welche ohne unsern Beystand nicht leben könnten. Ob wir nun gleich eben nicht glaubten, daß der General durch dieses Vorgeben etwas ausrichten würde, besonders, da wir so viele Beyspiele von der harten Gemüthsart der Tartarn hatten, so wurde der Chan doch nichts desto weniger, wie es schien, zum Mitleiden dergestalt bewogen, daß er sich in den Ausdrücken gegen den Nauticor verlauten ließ: „ ich habe nichts darwider, wenn die Leute in „ ihrem Lande so rechtmässige Ursachen haben,

wegen

„ wegen deren sie meine Dienste verlassen wol-
„ len. Ich lasse mir daher alles dasjenige ge-
„ fallen, was du ihnen in meinem Namen ver-
„ sprochen hast. „ Dieses Verfahren machte, daß wir uns über die seltsame Mischung der Zärtlichkeit und Wildheit nicht gnugsam wundern konnten, welche sich öfters in der menschlichen Gemüthsart zeiget.

Das dreyzehende Hauptstück.

Der Verfasser geht mit seinen Gefährten zu Schiffe. Neue Widerspenstigkeit und Zwist unter ihnen. Betrübte Folgen desselben. Ihr Bündniß mit einem Seeräuber. Gefechte, in welchem fünf Portugiesen umkommen. Wie sie durch einen Sturm nach einer Insel verschlagen werden. Pinto geht abermal zur See, und leidet Schifbruch.

Wir giengen also aus der Tartarey mit denenjenigen Gesandten, welche der Chan eben nach Cochinchina schickte, allwo wir dann nach einer Reise von drey Monaten anlangten. Vermöge desjenigen Gesuchs nun, welche diese Gesandten an den König, im Namen ihres Herrn ergehen liessen, wurden wir also bis zu einem Haven begleitet, wo so gleich ein Handelsschif auslaufen, und nach den Küsten von China segeln sollte: weswegen wir es uns

denn angelegen seyn liessen, an dieser Gelegenheit Theil zu nehmen.

Nachdem wir nun eine Reise von zwanzig Tagen zurück gelegt hatten, so langten wir bey der Insel Sanciam an, wo wir nicht mehr denn zwey malesische Handelsschiffe antrafen, welche uns versprachen, daß sie uns mitnehmen wollten. Allein, wir waren Portugiesen, das ist, Leute von einer Nation, deren Hauptfehler darinnen besteht, daß sie gar zu übertrieben denken, und auf ihren vorgefasseten Meinungen steif und fest beharren. Denn wir waren zu einer Zeit, da es am meisten nöthig war, einerley Gesinnung zu haben, von so widrigen Meinungen, daß, wenn wir mit einander in Wortwechsel geriethen, wir bis zum Umbringen hitzig waren.

Die genauere Erzählung unserer Streitigkeiten aber, würde uns eine wahre Schande seyn. Nur muß ich so viel sagen, daß der Schifcapitain, welcher uns mit sich genommen hatte, blos aus der Ursache nichts mit uns zu schaffen haben wollte, weil er sahe, daß wir so rohe Leute waren; ja er wollte nicht einmal unsere Danksagungsschreiben an den König mit zurück nehmen; auch waren die Häupter der Handelsschiffe eben so wohl abgeschreckt, ihr Versprechen zu erfüllen, welches sie uns einmal gethan hatten.

Unser

Unser Eigensinn und Schicksal brachte es also mit sich, in einer wüsten Gegend zu bleiben, wo uns die Empfindung eines heranna-henden Elendes, und die Vorstellung unendlich vieler Gefährlichkeiten, endlich die Augen öfnen würden, unsere Thorheit deutlich einzusehen. Während den siebzehn Tagen also, die wir bereits hülflos zugebracht hatten, schien es uns nicht anders, als ob diese Insel unser Grab seyn würde; als wir endlich bemerkten, daß ein Seeräuber anländete, welcher, nach dem er von der chinesischen Flotte geschlagen war, einen geheimen Aufenthalt suchte. Von seiner starken Anzahl von Schiffen hatte er nicht mehrere übrig behalten, als zwey. Der grösseste Theil von seinen Leuten war übrigens verwundet; und wir sahen uns durch die Nothwendigkeit gedrungen, bey ihm Dienste zu nehmen. Fünfe von uns, schickte er auf das eine von seinen Schiffen, und die übrigen drey auf das andere.

Wir sollten nach den Inseln von Lequios reisen, welche zwischen China und Japan liegen, und wir traten diese Reise mit einem günstigen Winde an. An dem dritten Tage unserer Reise aber, wurden wir von sieben Handelsschiffen angegriffen, welche in einem sehr hartnäckigen Gefechte dasjenige von den beyden Schiffen des Seeräubers in den Brand steckten, auf welchem sich unsere fünf Landesleute befanden. Was uns anbetraf, so hat-

ten wir unsere Erhaltung nicht so wohl uns selbst, als vielmehr der bald folgenden Nacht und dem Winde zuzuschreiben. Wir segelten also in diesem betrübten Zustande drey Tage nach einander beständig fort: und gegen das Ende des dritten Tages bekamen wir einen heftigen Sturm, durch welchen wir an die Insel Tanaxuma, welche unter der japanischen Bothmässigkeit steht, verschlagen wurden.

Als wir hier anlangten, so wurden wir mit einer Menge von Barken umgeben, welche uns allerley Erfrischungen brachten, die der Seeräuber alle auf das richtigste bezahlte. Den Tag darauf kam Nautaquin, als der Herr von der Insel, selbst zu uns an Bord; und weil er leicht sahe, daß wir keine Chineser waren, so machte er sich ein Vergnügen daraus, uns um viele Dinge zu fragen, die unser Land, unsern König, dessen Macht, unsere und derer-jenigen Länder Gewohnheiten betrafen, durch welche wir gereiset waren; auch mußten wir ihm erzehlen, was wir an allen diesen Oertern besonders bemerkt hatten.

Das Vergnügen nun, welche er an dergleichen Nachrichten fand, bewog ihn, uns sehr zu bitten, daß wir uns doch einige Zeit in seiner Insel aufhalten möchten. Wir versprachen solches, mit Genehmigung der Chineser. Man wies uns also eine bequeme Wohnung an, und erzeigte uns viele Wohlthaten.

Der

Der chinesische Schifcapitain, machte sich dieser Bequemlichkeiten, die wir indessen genossen, sehr wohl zu Nutze, und verkaufte alle seine Waaren. Nachdem wir uns nun fünf und einen halben Monat allhier aufgehalten hatten; so machten wir uns auf, und segelten mit vielen Wohlthaten überhäuft, wieder ab nach Liampo; wo wir auch glücklich anlangten. Die vornehmsten Einwohner daselbst kannten uns, und liessen uns so viel gutes angedeihen, als sie den Freunden des Faria schuldig zu seyn glaubten. Boralho erzehlete ihnen unsere Begebenheiten. Die Insel Tanaruma, das japanische Reich und alle Reichthümer, die wir daselbst bewundert hatten, waren ihnen Neuigkeiten, von welchen sie mit Erstaunen erzählen höreten. Sie stelleten auch, wegen der Freude, die sie über diese Entdeckung hatten, eine feyerliche Procession, von der lieben Frauen Empfängniß- bis zu der St. Jacobs-Kirche an, welche an dem äussersten Ende der Stadt lag.

Nachdem die gottseligen Uebungen beschlossen waren, so bemühete sich ein jeder gleichsam um die Wette, aus denen Nachrichten seinen Nutzen zu ziehen, die wir ihm ertheilt hatten. Es waren also kaum vierzehn Tage verflossen; so lagen in dem Haven schon neun portugiesische Handelsschiffe bereit, welche absegeln konnten; obgleich der mehreste Theil derselben keine andere Steuerleute hatten, als die

Eigenthumsherren der Schiffe selbst, welche von der Schiffahrt nichts verstunden.

In dieser Verfassung liefen sie also aus, ohne die widrige Jahreszeit und den ungünstigen Wind in Betracht zu ziehen: weil die Gewinnsucht gemeiniglich keine Gefahr in Betracht ziehet. Ich war auch selbst einer mit von denen, die sich zu einer so unglücklichen Reise verleiten liessen. Den ersten Tag regierten wir unsere Schiffe so gleichsam nur, als ob wir beständig versuchten, und fuhren zwischen den Inseln und dem festen Lande durch; gegen Mitternacht aber sahen wir uns dem Sturme eines sehr heftigen Ungewitters ausgesetzt, welcher uns auf Sandbänke trieb, so, daß von unsern neun Schiffen nur zwey das Glück hatten, diesen zu entgehen: die sieben übrigen giengen sämtlich nebst mehr als sechshundert Personen zu Grunde. Zu meinem Glücke befand ich mich auf einem von den beyden ersterwehnten Schiffen; und wir setzten denjenigen Lauf fort, welchen wir angefangen hatten. Zu Nachmittage hatte sich der Wind umgesetzt, war viel stärker geworden, und thürmte solche Wellen auf, welchen wir unmöglich widerstehen konnten.

Wir überliessen uns also dem Sturme und Wellen bis es Nacht wurde, und blieben die ganze Nacht in diesem betrübten Zustande. Gegen den Anbruch des Tages stiessen wir dermassen gegen eine Bank, daß so gleich auf den

ersten Stoß unser Schif in Stücken war, und zwar auf eine so erbärmliche Art, daß zwey und sechzig Personen ums Leben kamen, welche zum Theil ertrunken, zum Theil durch den Mast zerquetscht waren.

Das vierzehente Hauptstück.

Kläglicher Zustand des Pinto. Wie er ins Gefängniß geräth und nebst seinen Gefährten zum Tode verdammet, nachher aber begnadiget wieder in Freyheit gesetzt wird, und darauf nach Malacca reiset.

In diesen unglückseligen Umständen blieben wir an der Zahl vier und zwanzig Personen, auf dem Sande, und ausser uns noch einige Weibsbilder. So bald die Sonne aufzugehen begunte, so erblickten wir die grosse Insel Liquedos. Wir waren fast allerseits, so wohl von dem Reiben der kleinen Steine als Muscheln der Sandbank, verwundet. Nachdem wir uns alle mit vielen Thränen dem lieben Gott befohlen hatten, so wateten wir immer in dem Wasser einher bis an die Mitte des Leibes. Nachdem wir nun durch einige Stellen glücklich durchgeschwommen waren; so brachten wir fünf ganze Tage zu, ehe wir an das Land kamen, ohne daß wir einige andere Nahrung zu uns nahmen, als einige Kräuter, welche in dem Wasser auf uns zuflossen.

Endlich

Endlich langten wir an dem Ufer an, welches mit Holzungen bewachsen war, wo wir denn noch verschiedene andere Kräuter antrafen, die eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Sauerampfer hatten, und unsere einzige Nahrung, drey ganzer Tage hindurch, waren. Den vierten Tag erblickte uns einer von den Einwohnern der Insel, welcher so gleich nach dem nächsten Dorfe, welches etwan eine viertel Meile weit lag, lief und in demselben Lärmen machte. Alsbald sahen wir ohngefähr zwey hundert Bauern heraus kommen, welche so gleich, als ihnen mit einem Horne das Zeichen gegeben wurde, bey einander waren. Einige von ihnen kamen näher, um uns genau zu betrachten. Als sie nun sahen, daß wir gar kein Gewehr hatten, fast nackend waren, der grösseste Theil von uns auf den Knien lag, den Beystand des Himmels anzuflehen und zwo Weibspersonen bereits vor Elend gestorben waren; so wurden sie von einem so lebhaften Mitleiden gerühret, daß, als sie wieder zu denen kamen, die ihnen gefolgt waren, sie diese dahin vermochten, daß sie stehen bleiben mußten. Indessen kamen sie bald wieder zu Fusse zurück und hatten noch sechs andere bey sich, welche ihre Gerichtsbedienten waren. Nachdem uns nun diese einen Muth eingesprochen und uns gesagt hatten, daß wir nichts zu besorgen hätten; so liessen sie uns, immer drey und drey, zusammen binden, und uns nach ihren Wohnungen führen. Wir waren übrigens über ih-

re

re Reden nicht so wohl beruhiget, als erschrocken, daß man uns so hart begegnete. Wir hatten nur noch drey Weiber, welche vor Schwachheit und Furcht in eine Ohnmacht fielen. Einige von den Einwohnern der Inseln nahmen sie zwischen ihre Arme, und trugen sie wechselsweise; welches denn nicht hinderte, daß deren zwo auf dem Wege starben, deren entseelte Körper man unter freyen Himmel, als ein Futter der wilden Thiere, liegen ließ.

Nachdem wir nun bis gegen den Abend fort gewandert waren, so kamen wir in ein Schloß, wo wir eingesperret, und von mehr als hundert Menschen bewachet wurden, welche uns beständig die ganze Nacht hindurch, mit ihrem Geschreye und Trommeln aufweckten.

Den Tag darauf brachte man uns einen ziemlichen Vorrath von Reis, Fischen und verschiedenen Früchten der Insel. Ja das Mitleiden der Einwohner erstreckte sich so weit, daß sie uns so gar Kleider schenkten. Allein es kam Befehl, daß wir nach Punpo, der Hauptstadt der Insel, welche etwan sieben Meilen von dem Orte lag, wo wir waren, gebracht werden sollten.

Drey Tage darauf erschienen wir vor dem Broquen, oder Vice-Könige des Landes, welcher verschiedene Fragen an uns ergehen ließ, die wir eben so aufrichtig als demüthig beant-

beantworteten. Unser Unglück rührete ihn auch so lebhaft, daß, nachdem er unsere sämmtlichen Antworten vernommen hatte, er allerley Betrachtungen darüber anstellete, die uns günstig waren, und mit welchen er alle diejenigen nachtheiligen Vorstellungen bestritte, welche ihm einige Chineser von uns gemacht hatten.

Als nun der König von dem gesammten Verfahren mit uns von seinem Broquen Nachricht erhalten hatte, welcher wegen seines Eifers in Ausübung der Gerechtigkeit berühmt war, so schickte er einen vertrauten Mann, auf den er sich verlassen konnte, heimlich in unser Gefängniß, welcher vorgeben mußte, daß er ein Kaufmann sey. Dieser wendete sehr viel Geschicklichkeit an, von uns zu erfahren, was eigentlich unser Gewerbe wäre, und aus was für Absichten wir hieher gekommen wären. Unsere Berichte aber waren so aufrichtig, und die Beweise unsers Schmerzes so natürlich, daß dieser Spion selbst dadurch gerührt wurde. Der König ließ uns also sechs Säcke mit Reis, und auch etwas Geld geben. Auch berichtete uns unser Stockmeister, daß der König gesonnen sey, uns unsere Freyheit wieder zu schenken.

In dieser angenehmen Hofnung lebten wir so lange, bis ein chinesischer Seeräuber, welchem der König mit der Bedingung Zuflucht auf seiner Insel gestattete, Antheil an seiner Beute zu nehmen, ankam, welcher uns in sehr.

grosse

grosse Gefahr stürzte. Dieser war einer der allerärgsten Feinde unserer Nation, weil er von verschiedenen derselben zu mehreren malen garstig zugerichtet war. Die besondere Gnade also, welche er nicht nur an dem Hofe zu Lequios, sondern in der ganzen Insel deswegen genoß, weil seine beständigen Seeräubereyen die Unterthanen nach und nach bereicherten, machte ihn vermögend, uns bey dem Könige und seinen Unterthanen höchst verhaßt zu machen. So bald er nun gemerkt hatte, daß ihm dieses gelungen war, so gab er uns für Spions aus, welche zu dem Ende gekommen wären, unter dem Vorwande der Handlung, die Stärke des Landes auszuforschen, und diese Nachrichten zum Untergange der Einwohner anzuwenden, und sich deren Vermögen zu bemächtigen.

Diese öfters wiederholten Reden, welche er mit der größten Kühnheit führete, machten in das Gemüth des Königes einen solchen Eindruck, daß, nachdem er die bereits zu unserm Besten ertheilten Befehle widerrufen hatte, er andere gab, welche von einer ganz andern Art und zwar des Inhalts waren, daß man uns viertheilen, und die Stücken an den öffentlichen Oertern aufgehänget werden sollten.

Dieses Urtheil wurde dem Broquen, ohne, daß man uns einmal verhört hatte, mit dem Befehle zugeschickt, es binnen vier Tagen zu vollziehen. Man zeigte uns also den

Be-

Befehl an; und weil wir hierdurch in die äusserste Bestürzung und Schrecken gesetzt worden waren, so dachten wir in diesem unsern jämmerlichen Zustande auf weiter nichts, als uns zum Tode zu bereiten.

Wenn ich nun jemals diejenige Hülfe, welche mir der Himmel in den äusserſten Gefährlichkeiten unvermuthet hat angedeihen lassen, ein Wunder genennet habe: so habe ich Ursache, hier seine ausnehmende Gnade zu bewundern. Von den verschiedenen portugiesischen Weibern, war uns noch eine einzige übrig, welche eines Steuermanns Frau, nebst uns in der Gefangenschaft und die Mutter von zweyen Kindern war, die sie aus einer eben so unglücklichen als zärtlichen Neigung mit sich zu Schiffe genommen hatte. Diese Frau hatte eine gewisse vornehme Dame in der Stadt, aus Mitleiden gegen sie, und die beyden unschuldigen kleinen Kinder, zu sich in ihr Haus genommen; und eben diese ihre erhaltene Zuflucht, war eine Quelle, aus welcher uns mancherley Wohlthaten zuflossen, und die wir mit ihrem Ehemanne beständig theileten.

Nun hatte man ihr unser Unglück blos in der Absicht erzehlet, um sie bey Zeiten daran zu gewöhnen und sie zu trösten. Sie erschrack über diese Anzeige dergestalt, daß sie so gleich in eine Ohnmacht fiel, und nach langer Zeit nicht wieder zu recht gebracht werden konnte. Sobald

sie

sie aber wieder zu sich selbst gekommen und ein Herz gefasset hatte; so zerkratzte sie sich das Gesicht mit Nägeln dergestalt, daß ihr das Blut über das ganze Gesicht lief.

Die Nachricht von diesen verzweifelten Beginnen verbreitete sich gar bald durch die ganze Stadt. Alle Weiber liefen zu ihr, um sie zu sehen, und alle bezeigten ihr Mitleiden gegen sie. Nachdem sie nun eine geraume Zeit mit einander berathschlaget hatten, was zu thun sey, um ihr zu helfen; so wurden sie eins, an die Königin, als die Mutter des Königes, ein Schreiben ergehen zu lassen, um ihr darinnen anzuzeigen, daß wir ganz und gar ohne alle Untersuchung, und zwar blos wegen des Angebens unseres Feindes, zum Tode verdammet wären. Sie gaben ihr auch genaue und aufrichtige Nachricht von allem dem, was uns begegnet war, ohne dasjenige zu vergessen, was sich mit der portugiesischen Frau zugetragen hatte, und in welchen Umständen sie sich mit ihren Kindern befand.

Dieses Schreiben, welches von hundert vornehmen Weibern aus der Stadt unterschrieben war, wurde durch eine Nichte der ersten Cammerfrau der Königin übergeben, welche sich nebst zween von ihren Brüdern und eben so vielen vornehmen Edelleuten nach Hofe begab.

Nun erhielten wir Nachricht von der Hülfe, welche uns die Vorsicht angedeihen zu lassen, bereit wäre, und wir ermangelten daher nicht, den lieben Gott um seinen Seegen zu derjenigen Bemühung zu bitten, von welcher die Erhaltung unseres Lebens so augenscheinlich abhienge. Die Königin Mutter würkte uns auch Gnade bey ihrem Sohne, dem Könige aus, welcher denn an eben dem Tage das Begnadigungsschreiben ausfertigen ließ, an welchem wir abgethan werden sollten. Dieses Schreiben schickte uns der Broquen zu, welcher beständig über das Unrecht geseufzt hatte, welches uns durch ein so hartes Urtheil wiederfahren war, und welcher fast eben so vergnügt über den Widerruf desselben war, als wir. Er führte uns also in seinen Pallast, wo alle vornehme Damen zusammen kamen, sich über dasjenige Werk, welches sie ausgeführet hatten, höchlich erfreueten, und glaubten, sie wären dadurch schon dieserwegen reichlich belohnet, daß wir ihnen solches Dank wüßten. Während den sechs und vierzig Tagen nun, die wir uns noch in dieser Insel aufhielten, bis sich eine Gelegenheit zeigte, mit welcher wir wieder abreisen konnten, empfiengen wir alles dasjenige, was wir nur nöthig hatten, so reichlich, daß ein jedweder von uns am Werthe mehr als um hundert Ducaten besaß.

Endlich verschafte uns der Broquen einen Platz auf einem chinesischen Handelsschiffe

se, welches nach Liampo gieng, wo wir denn ganz glücklich anlangten. Die Portugiesen in dieser Stadt trafen wir über denjenigen Verlust, den sie erlitten hatten, in der äussersten Betrübniß an. Denn wir waren das unglückselige Ueberbleibsel von ihrer Flotte; weswegen man uns denn gar sehr werth hielt. Verschiedene Kaufleute thaten mir den Antrag, mich entweder in ihren Comtoirs oder ihren Schiffen zu gebrauchen; meine Absichten aber riefen mich nach Malacca, wo ich glaubte, daß ich wegen meiner vielen Erfahrung, zu solchen Diensten gebrauchet würde, die mir anständiger wären.

Ich gieng also zu Schiffe, und unsere Reise war ganz glücklich. Als ich wieder zurück kam, so freuete ich mich höchlich, als ich erfuhr, daß Dom Pedro von Faria noch Commendant in Malacca war. Das Verlangen, welches er jederzeit bewiesen hatte, zu meinem Glücke beyzutragen, wie auch das rühmliche Andenken seines tapfern Anverwandten des Antonio von Faria, und endlich auch das Vergnügen, welches ich ihm mit der Erzählung unserer seltsamen Begebenheiten machte, bewog ihn, Gelegenheit zu suchen, wie er, bevor er noch seine Stadthalterschaft würde niederlegen müssen, mir eine Bedienung verschaffen möchte, bey welcher ich mit Nutzen gebraucht werden könnte.

Das funfzehente Hauptstück.

Pinto fängt seine Reisen zu Wasser von neuem an. Seine ihm aufgetragenen Geschäfte. Wie er einem abgesetzten Könige wieder auf den Thron hilft. Besonderer Vorfall, welcher ihm begegnet. Betrübtes Schicksal, welches fünf Portugiesen erleben. Abscheuliche Begebenheit, von welcher der Verfasser ein Augenzeuge gewesen ist.

Der Stadthalter zu Malacca trug mir drey wichtige Geschäfte auf; das erste bestand darinnen, daß ich einen Freundschafts Tractat mit dem Könige von Martaban, von welchem wir vielen Nutzen hatten, und von ihm die Kriegsbedürfnisse erhalten konnten, die wir in unsern Festungen gebrauchten, bewürken sollte; das zweyte, den Guerreyra, welcher mit vier Jagdschiffen und hundert Personen an den Küsten von Achem, dessen König die Portugiesen feindlich anzugreifen drohete, wieder zurück zu rufen; das dritte, daß ich den Schiffen, welche von Bengala kämen, hiervon Nachricht geben sollte, damit sie ihre Abfahrt und Reise überhaupt desto mehr beschleunigen möchten.

Ich reisete daher im Monat Januar mit dem Handelsschiffe eines mahometanischen Kaufmannes, Namens Mahmud, welcher seine Frau und Kinder zu Malacca hatte, ab. Als wir nun

nun neben einer kleinen Insel, Namens Bulohindor, vorbey fuhren, so sahen wir von derselben eine kleine Barke auf uns zukommen, in welcher sich sechs sehr schlecht gekleidete Personen befanden, unter welchen der König dieser Insel war. Dieser übergab mir eine Bittschrift, welche funfzig Portugiesen unterschrieben hatten, unter welchen sich auch die Namen des Guerreyra und noch anderer drey Schifshauptleute seiner Flotte befanden. Alle diese Portugiesen bezeugten, daß dieser Prinz, welchem sie das erwehnte Schreiben zugestellet hätten, ein Christ wäre, und eben denen Portugiesen, die nur an den Küsten seiner Insel angelegt hätten, viel Gutes erwiesen habe. Sie ersuchten also, alle christliche Schifshauptleute, um die Wunden Christi, es ja so viel, als an ihnen wäre, zu verhindern, daß ihm kein Unrecht geschähe, sondern ihm vielmehr denjenigen Beystand angedeihen zu lassen, welchen er verdiente.

Ich erwies indessen vor meine Person dem Könige von Hinor einige geringe Gefälligkeiten: denn mein Vermögen war dermassen eingeschränkt, daß ich nichts weiter thun, als ihm ein geringes Mittagsessen vorsetzen, und ihm einen rothen wollenen, schon sehr abgetragenen, Bund schenken konnte, welcher aber doch noch ungleich besser war, als der Seinige. Als er mir aber erzählte, daß er von einem seiner Unterthanen vom Throne gestossen, und dadurch zugleich in die elendesten Umstände versetzt worden sey; mir

über dieses heilig zuschwor, daß dieser Haß gegen ihn aus keiner andern Ursache herrührete, als weil er die christliche Religion angenommen und den Portugiesen viel Gutes erwiesen hätte: o versicherte er mich zugleich, daß nur wenige tapfere Christen hinreichend seyn würden, ihn wieder auf den Thron zu setzen; und dieses um desto mehr, weil der unrechtmäßige Regent sich vollkommen sicher zu seyn glaubte, und daher nicht mehr als dreißig Mann zu seiner Leibwache hätte. Als er nun sahe, daß ich ihm nichts weiter als meine unvermögende Wünsche konnte angedeihen lassen; so ersuchte er mich einzig und allein darum, daß ich ihn mit mir nehmen und ihn die übrige Zeit seines Lebens zu meinem Sclaven gebrauchen sollte.

Mein Gemüth konnte dergleichen Reden unmöglich länger ertragen. Ich sagte ihm also, er sollte sich gegen den Mahmud, welcher eben so wohl ein Mahometaner, als sein Feind wäre, nicht merken lassen, was er vor eine Religion hätte. Hierauf suchte ich, den Capitain zu sprechen, und stellete ihm lebhaft vor, wie viel Ehre und Verdienst er bey unserm Stadthalter erlangen würde, wenn er einen Freund der Portugiesen, welcher mit seiner ganzen Macht, welche aus 80. Mann bestunden, und wohl bewaffnet wären, zu uns stossen würde, wieder auf den Thron setzte.

Nun

Nun war der Sohn unsers Schifcapitains unter den Portugiesen zu Malacca erzogen, wußte daher die ganze Stärke des unrechtmässigen Regenten und versicherte, daß seine ganze Leibwache aus nicht mehrern als 50. Mann bestünde, welche aber so schwach und schlecht bewafnet wären, daß die meisten derselben zu ihrer Vertheidigung weiter nichts, als Stöcke in den Händen hätten. Wir stelleten uns also, bey Anbruche des Tages, in guter Ordnung, vor einer Ringmauer, welche aber nur vom Bambusholze war, einige Hütten umgab, und denen man den Titel eines Pallastes gab. Die Belagerten kamen uns sogleich mit einem grossen Geschrey entgegen, woraus wir denn einen herzhaften Widerstand vermutheten; so bald sie aber nur ein Falkonet sahen, und einige Flintenschüsse höreten; so rissen sie sogleich aus. Allein, wir holeten sie bald ein; und, weil sie die vornehmsten Anhänger des unrechtmässigen Regenten waren, so machten wir sie allerseits nieder, ausser drey, welche sich als Christen zu erkennen gaben.

Die ganze Insel aber war so arm, daß die allerreichsten Einwohner derselben, beyderley Geschlechts, nicht einmal so viel hatten, womit sie ihre Blösse bedecken konnten. Nichts desto weniger waren sie so eitel, daß sich ein jedweder über dasjenige Land, welches um seiner Wohnung herum lag, einen König nennete. Wir erfuhren also, daß derjenige, welchen wir wieder auf den Thron setzten, nur etwas mehr Land

um seiner Wohnung hatte, als die übrigen Einwohner. Wir gaben ihm also über dieses noch seine Gemahlin und Kinder wieder, welche der unrechtmässige Regent zu seinen Sclaven gemacht hatte.

Diese ganze Unternehmung hatte dem Mahmud nichts mehr, als nur ein bisgen Pulver gekostet; wir aber segelten darauf in der Absicht, gegen Tanasserim ab, um daselbst den Guerreyra mit seinem Geschwader anzutreffen. Auf dieser Reise waren wir bereits fünf Tage gewesen, als wir ein kleines Schif erblickten, welches wir anfänglich für eine Fischerbarcke hielten. Es kam nicht von der Stelle, und wir hatten den Vortheil, es vermöge des günstigen Windes, bald zu erreichen. Unsere Absicht war nur, mit den Leuten auf demselben zu sprechen, uns zu erkundigen, wie es mit Achem stünde, und wie weit wir noch bis zu dem nächsten Haven hätten.

Wir kamen also so nahe, daß wir mit einander reden konnten; wir riefen, allein es ließ sich niemand sehen, uns zu antworten. Wir schickten also ein Boot hin, mit dem Befehle, Gewalt zu gebrauchen, und die Ursachen zu entdecken, weswegen man ein so halsstarriges Stillschweigen beobachtete. Die auf den Boote abgeschickten hatten eben keine Mühe, sich eines kleinen Fahrzeuges zu bemächtigen, welches den Wellen ganz und gar überlassen war. Wir fanden auf demselben fünf Portugiesen, deren

deren zween bereits todt, die übrigen drey aber noch lebendig waren; nächst diesem einen Kuffer, drey Säcke mit Silbermünze und verschiedene Gefässe von eben dem Metalle. Nachdem das ganze Vermögen genau specificiret und dem Mahmud übergeben war; so ließ ich die drey Portugiesen in unser Schif bringen. Ob sie aber gleich noch so viel Vermögen hatten, an Bord zu steigen, und diejenigen Bequemlichkeiten zu geniessen, die ich ihnen angedeihen ließ; so betrachtete ich sie nichts desto weniger zween ganze Tage nach einander, ohne ein Wort von ihnen zu vernehmen. Endlich wurden sie, vermittelst der guten Speisen, Getränke und Bequemlichkeiten aus dieser betäubenden Schlafsucht in so fern gleichsam wieder ermuntert, daß sie mir die Ursachen von diesem betrübten Vorfalle, der ihnen begegnet war, erzählen konnten.

Sie waren eigentlich alle drey Kaufleute. Als sie nun von Goa nach Bengala abgeseegelt waren, so hatten sie das Unglück gehabt, an den Küsten von Oxia zu scheitern, und von 83. Personen, deren ihrer am Bord gewesen, hatten sich 17. in ein kleines Fahrzeug in der Hofnung gerettet, um vielleicht ein Schif anzutreffen, welches sie wieder mit nach Indien nähme. Allein, sie wären durch einen schleunig entstandenen Westwind, während einer einzigen Nacht, weiter als hundert Meilen zur Seite verschlagen worden. Als sie sich nun auf dem hohen Meere,

ohne Seegel, Ruder befunden, und über dieses auch die Schiffahrt nicht verstünden, um sich des Windes gehörig zu bedienen; so hätten sie 16. Tage in diesem betrübten Zustande verharret, und sich während dieser Zeit mit denjenigen Lebensmitteln erhalten, die sie gerettet hätten. Nun habe es ihnen bereits an Wasser gefehlet; welcher Mangel ihnen denn um desto gefährlicher gewesen sey, weil sie noch andere Lebensmittel gehabt, mit welchen sie den Hunger hätten stillen können; weswegen denn 12. von ihnen bereits gestorben wären, welche die übrigen nach einander ins Wasser geworfen hätten. Weil nun sie, als die drey letzten, schon zu schwach gewesen wären; so hätten sie denen beyden nachher noch verstorbenen, diesen letzten Dienst nicht einmal erweisen können.

Uebrigens setzten wir unsere Reise ganz glücklich fort bis an die Schleuse von Martaban. Diese Stadt entdeckten wir gar bald, wir mußten aber in den Haven derselben mit aller Behutsamkeit einlaufen, weil der Ort von dem Könige von Brama, mit einer sehr zahlreichen Armee, so wohl zu Wasser als zu Lande belagert wurde. Nachdem ich nun so wohl dem Guerreyra als dem Cayero, welcher die Landtruppen commandirte und mit denenselben eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt stund, die schriftlichen Befehle des Pedro von Faria übergeben hatte; so wartete ich auf die Abreise des Mahmud, welcher sich der Gelegenheit,

heit, sein Gewerbe in beyden Lagern vortheilhaft zu treiben, sehr wohl zu bedienen wußte. Weil er sich nun hier ganzer 46. Tage aufhielt, so hatte ich die Gelegenheit, es mit anzusehen, als der König von Brama die Stadt eroberte; welcher den König von Martaban nebst seiner ganzen Familie, auf eine so grausame Art ersäufen ließ, daß man von der bloßen Erzählung erzittern möchte. Martaban wurde übrigens ausgeplündert und bis auf den Grund verbrannt.

Das sechzehende Hauptstück.

Wie Pinto von einem Portugiesen verrathen wird, und in einen schweren Arrest kommt. Wie er bey einem Abgesandten nebst noch andern sechs Portugiesen in die Sclaverey fällt. Seine abermaligen Unglücksfälle. In was für Gefahr sie gerathen; und von einem Seeräuber angegriffen werden, welchem sie das Leben zu verdanken haben.

Nachdem der König von Brama des Blutvergiessens überdrüssig war, und auf der Stelle, wo die Stadt Martaban gestanden, weiter nichts als einige Ueberbleibsel von zernichteten Mauern und dem Blute der unglückselig ermordeten Einwohner rauchenden Asche übrig gelassen hatte; so nahm er seinen Weg wieder zurück nach Pegu. Cayero folgte ihm nebst

nebst sieben Portugiesen nach. Zu denjenigen Truppen aber, welche als Besatzung in dem Königreiche zurück blieben, dessen Hauptstadt verwüstet und geschleift war, begaben sich drey oder vier Portugiesen, und unter diesen ein gewisser Edelmann, Namens Gonzalo Falcan welcher, nachdem er die Parthey des Königes Martaban verlassen und zu dem Ueberwinder übergegangen, durch allerley Dienstleistungen in die Vertraulichkeit des Brama gekommen war. Nun hatte mir der Stadthalter von Malacca ein Schreiben an ihn mitgegeben, welches ich ihm auch richtig eingehändiget hatte, ohne es ihm zu verheelen, daß ich der Ueberbringer dieser Briefschaften wäre, in welchen die Portugiesen aus der Ursache wieder nach Malacca zurück berufen wurden, weil man sich vor den König zu Achem fürchtete.

Dieser aber berichtete dem neuen Stadthalter des Königreichs Martaban, daß ich von Malacca gekommen wäre, um mit dem unglückseligen überwundenen Könige Traktaten zu pflegen, und ihm Hülfe zu versprechen. Der Stadthalter ließ mich also so gleich in Arrest bringen, und, nachdem er sich in eigner Person nach dem Handelsschiffe begeben hatte, auf welchem ich angekommen war; so bemächtigte er sich aller unserer Waaren. Mahmud nebst noch 164. andern Personen, welche auf dem Schiffe waren, unter welchen sich auf 40. sehr reiche Kaufleute befanden, wurden in ein sehr tie-

tiefes Gefängniß geworfen. Den Tag darauf wurde ihnen angedeutet, daß ihnen ihr ganzes Vermögen genommen werden, und sie so lange als Kriegsgefangene des Königes in Verhaft bleiben sollten, bis man die übrigen heraus hätte, welche der Verrätherey gegen den Brama theilhaftig wären.

Von diesen 164. Personen also, sturben binnen einem Monathe, 119. vor Hunger, Durste und dem greulichen Gestanke des Gefängnisses; die übrigen 45. welche noch übrig waren, setzte man in ein schlechtes Fahrzeug, ohne Seegel und Ruder, und ließ es immer den Fluß herunter bis in die See schwimmen, auf welcher sie denn funfzig Meilen von Martaban, an eine wüste Insel verschlagen wurden. Hier sammelten sie einige Früchte, welche sie in dem Holze fanden. Nachdem sie sich nun aus ihren Kleidungsstücken eine Art des Seegels, und Ruder aus den Zweigen der Bäume gemacht hatten; so begaben sie sich nach der Küste von Jonsalam und in die nächsten Gegenden, wo sie fast alle starben. Als nun deren nicht mehrere als zween zu Malacca angekommen waren, so erzählten sie dem Stadthalter die Begebenheit von meiner betrübten Reise, und redeten von meinem Tode so, als ob derselbe gar nicht zu vermeiden gewesen wäre.

Ich vermuthete auch in der That nichts anders, als einen gewaltsamen Tod. Denn, nach-

nachdem man meine übrigen Gefährten verbannet hatte, so wurde ich weiter weg in ein anderes Gefängniß gebracht, wo ich 36. Tage bleiben mußte, und mit sehr schweren Ketten belegt war. Gonzalo wiederholete seine Anklage indessen beständig, und mein Verdruß, oder vielmehr Kühnheit, erlaubte mir nicht, jederzeit mit der geziemenden Mäßigung zu antworten: welches man mir denn abermal als ein neues Verbrechen auslegte, und vorgab, ich hätte gegen die Obrigkeit nicht die geziemende Ehrfurcht. Zur Strafe wurde mir also dictirt, daß ich von dem Büttel gegeisselt werden sollte; und, nachdem dieses geschehen war, so gossen mir meine Feinde siedendes Gummi in die Striemen, welches mir denn einen ganz unausstehlichen Schmerz verursachte. Indessen hatte ein gewisser, welcher die Billigkeit liebte, dem Stadthalter vorgestellet, daß, wenn er mich am Leben strafen liesse, sich dieses Gerücht bis nach Pegu verbreiten, und alle Portugiesen daselbst nicht ermangeln würden, dieser wegen bey dem Könige grosse Klagen zu führen; mithin möchte er es dabey bewenden lassen, mir alles zu nehmen, was ich hätte, und mich als einen Sclaven des Königs zu erklären.

Sobald also meine Wunden wieder geheilet waren, so ließ man mich nach Pegu mit eben den Ketten bringen, von welchen ich bisher noch nie befreyet gewesen war, und der Wache des königlichen Schatzmeisters, Namens Divsoray,

soray, überliefern, welcher ohne dem schon noch sieben andere Portugiesen in Verwahrung hatte, die auf einem chinesischen Schiffe, mit gewafneter Hand, zu Gefangenen gemacht worden waren. Während meiner Sclaverey, welche dritthalb Jahre dauerte, trieb der König Brama seine Eroberungen immer weiter, und hatte daher neue Gelegenheit, Grausamkeiten auszuüben. Nachdem aber Diosoray zum Abgesandten, an dem Hofe eines mächtigen Königes, in dieser Gegend, ernennet wurde; so machte ihm sein Herr ein Geschenk mit uns, und daß wir ihm als Sclaven dienen sollten. Bisher hatte er uns bereits sehr gnädig gehalten, und diese seine Neigung schien noch mehr zu zunehmen, nachdem wir sein eigen geworden waren. Wir wurden also nicht nur sehr stattlich gekleidet, sondern unser neue Herr gab uns auch alles dasjenige reichlich, was wir nöthig hatten.

Nachdem wir uns nun 10. Monathe an demjenigen Hofe aufgehalten hatten, wo unser Gesandte hingeschickt war; so giengen wir wieder zurück an den Hof des Brama. Wir brauchten nicht mehr, als drey Tage, da wir wieder in dem Haven von Martaban füglich anlangen konnten; wir wurden aber auf dieser kurzen Reise nichts destoweniger von einem Seeräuber angegriffen, welcher uns 12. Stunden nacheinander dermassen übel zugerichtet, daß, nachdem von uns 190. Mann geblieben waren,

ren, unter welchen sich zween Portugiesen befanden, er uns über dieses noch fünf Barken nebst den Geschenken abnahm, welche der König von Brama haben sollte. Dem Gesandten selbst war in dem Gefechte der linke Arm abgehauen, und hatte ausser dem noch zween Schüsse mit Pfeilen bekommen; weswegen man denn, wegen seines Lebens, lange in Gefahr war. Wir waren übrigens allerseits verwundet. In diesem betrübten Zustande langten wir drey Tage nachher zu Martaban an, von welchem Orte denn der Gesandte dem Könige so wohl von seiner Gesandtschaft überhaupt, als insbesondere von seiner unglücklichen Reise Bericht erstattete.

Als nun der König Brama zu eben der Zeit seine Waffen gegen das Königreich Savadi gewendet hatte, welcher kleine Staat der Stadt Pegu 130. Meilen gegen Norden liegt; so erhielt Diosoray das Commando über ein Corps Observationstruppen, und ich folgte ihm mit denen übrigen sechs Portugiesen, welche annoch mit mir zugleich in der Sclaverey waren. Allein, so gleich die erste Unternehmung kostete dem Diosoray, zugleich nebst denen 5000 Mann, die er commandirte, das Leben. Ich war so glücklich, nebst meinen übrigen Landesleuten, durch Hülfe der Nacht, des Feindes Schwerdte zu entgehen, ohne verwundet zu seyn. Die Wege aber waren uns dergestalt unbekannt, daß wir drey Tage in den wüsten

Ge-

Gebürgen umher irreten, ohne etwas anders zu geniesen, als einige Wurzeln und die Blätter von den Bäumen. Von hier kamen wir in eine sumpfigte Ebene, wo wir keine andern Spuhren antrafen, als der Tiger, Schlangen und anderer wilden Thiere. Indessen bemerkten wir gegen die Morgenseite zu, ein Feuer: dieses Licht dienete uns so lange statt eines Wegweisers, bis wir an das Ufer eines grossen Sees kamen. Die wenigen elenden Hütten, welche wir nicht eher, als es Tag war, erblickten, machten uns von dem guten Zustande der Einwohner eine schlechte Hofnung. Als wir uns daher nicht einmal unterstunden, auf dieselben zuzugehen, so blieben wir in dem sehr langen Kraute liegen, wo uns denn die Insecten sehr plagten. Die Nacht machte uns also so dreist, bis zu dem folgenden Tgge fort zu gehen; da wir denn an dem Ufer eines grossen Flusses anlangten, an welchem wir immer weiter herunter giengen.

Erst nach einem Verlaufe von 17. Tagen unserer betrübten und höchst gefährlichen Reise, erblickten wir das Meer, an dessen Küsten wir noch eine lange Zeit herunter giengen, in der Hofnung, ein Schif zu entdecken.

Endlich sahen wir an einem Tage, welcher, wegen des beständigen Regens, so trübe war, daß er einer würklichen Nacht gliche, nahe vor uns ein Feuer, welches nicht weiter

als etwan einen Flintenschuß entfernt zu seyn schien.

Wir schlichen uns mit aller Vorsichtigkeit näher hinzu, und bemerkten würklich ein grosses Fahrzeug nebst 9 Personen, welche ausgestiegen waren, und sich unter einige Bäume begeben hatten, wo sie sich in aller Ruhe ihr Abendessen kochten. Ob sie nun gleich nicht weit von dem Ufer entfernet waren, wo sie ihr Fahrzeug angebunden hatten, so bemerkten wir doch, daß das Licht, welches sie bey sich hatten, und welches machte, daß wir sie erkennen konnten, nicht auf uns schien, und sie uns hätten bemerken können: weswegen es uns denn eben nicht schlechterdings unmöglich war, uns ihrer Barke zu bemächtigen, bevor sie sich noch widersetzen konnten. Dieses unser Vorhaben wurde eben so bald ausgeführt, als es beschlossen war. Denn, nachdem wir uns ganz leise zu ihrem Fahrzeuge hingeschlichen, es los gebunden und von dem Ufer abgestossen hatten; so fiengen wir so gleich aus allen Kräften an, zu rudern.

Weil wir den Strom herunterwärts fuhren und den Wind auf den Rücken hatten, so waren wir auch, ehe es Tag wurde, schon weiter als 10. Meilen gefahren. Ob wir nun gleich einige Lebensmittel in dem Fahrzeuge gefunden hatten, so waren dieselben doch nicht hinreichend, uns auf einer langen Reise zu erhalten, übrigens waren wir auch eben nicht

Wil-

Willens, alle bewohnte Gegenden so schlechthin zu vermeiden: und als wir den Tag frühe eine Bauerhütte antrafen, so bekamen wir auch schon etwas mehr Muth. Wir fanden in derselben etwan 30. Weibsbilder, welche uns viele Gütigkeit erwiesen, die eben nicht in blossen Worten bestund. Denn sie schenkten uns Reis, Zucker, Bohnen, Zwiebeln und geräuchert Fleisch: worauf wir also sechs Tage nach einander immer nach der See zu fuhren.

Nachdem uns nun das Glück durch mancherley Gefährlichkeiten unbeschädiget hindurch geführet hatte, so entzog es uns mit einem male seine Hand, welche uns bisher beschützt hatte. Denn als wir den sinkenden Tag quer durch einen Canal fuhren, so wurden wir von dreyen Fahrzeugen angegriffen, aus welchen man eine solche Menge von Pfeilen und Wurfspiessen auf uns schoß, daß so gleich bey dem ersten Angriffe, zween von uns getödtet wurden. Es waren also nur noch fünfe von uns übrig. Unsere Feinde waren auch unstreitig Seeräuber, gegen welche das demüthige Betragen, oder wenn man sich gefangen giebt, eben kein Mittel ist, dem Tode oder der Sclaverey zu entgehen. Wir fasseten also den Entschluß, so sehr blutig wir auch von den empfangenen Wunden waren, uns ins Wasser zu stürzen. Das natürliche Verlangen zu leben, gab uns auch Kräfte, das Land durchs Schwimmen zu erreichen, wo wir denn auch noch das

Herz hatten, einige Schritte weiter zu gehen, um uns in dem Holze zu verstecken. Weil wir nun gar bald die wenige Wahrscheinlichkeit in Betracht zogen, die wir hatten, so vielen Unglücksfällen widerstehen zu können; so bedauerten wir es, daß wir unser Leben nicht in dem Wasser geendigt hätten, und ertrunken wären. Zween von unsern Gefährten waren tödtlich verwundet. Wir hatten den Schmerz, sie vor unsern Augen sterben zu sehen, ohne ihnen den allergeringsten Beystand, oder auch einmal den allerletzten Dienst des Begräbnisses, erweisen zu können: denn die allerstärksten von uns waren kaum vermögend, von der Stelle zu gehen. Ja ich muß gestehen, daß wir niemals in so elenden Umständen gewesen sind.

Nunmehro waren wir an der Zahl nicht mehr als drey. Als wir nun unsere verstorbenen beyden Gefährten lange genug beweinet hatten, so betrachteten wir einander eine geraume Zeit, und es schien, als ob wir hätten zu verstehen geben wollen, daß ihr Zustand dem unsrigen weit vorzuziehen sey. Endlich giengen wir wieder ganz langsam gegen den Fluß, achteten weder Furcht noch Gefahr, und waren Willens, uns daselbst dem blinden Schicksale zu überlassen, ob es uns vielleicht einigen Beystand und Hülfe leisten würde, welche wir von uns selbst auf keine Weise mehr erwarten konnten.

Un-

Unsere Feinde waren verschwunden, und der Ort, wo wir uns befanden, war eine vollkommene Wüste. Gegen dem Abend sahen wir, so ziemlich weit, ein Schif in dem Flusse herunter kommen; und wir hatten weiter keine Hofnung, als die, welche wir auf die Menschlichkeit derer setzten, denen es gehörete. Wir bemüheten uns also, sie durch unser Geschrey zum Mitleiden zu bewegen; und sie kamen uns näher. In den verwirrten und mannigfaltigen Bewegungen der Betrübniß also, durch welche wir sie zum Mitleiden zu bewegen suchten, machte einer von uns, zufälliger Weise, ein Kreutz, vielleicht nicht so wohl aus Andacht, als vielmehr, weil es der Schmerz aus ihm presste. In eben dem Augenblicke fieng ein Frauenzimmer, welches uns bisher ganz aufmerksam betrachtet hatte, mit lauter Stimme an, zu schreyen, so, daß wir es deutlich hören konnten: Herr Jesu! es sind Christen! Hierauf drung sie in die Bootsleute, so gleich zu uns anzuländen, und sie war die erste, welche mit ihrem Manne ausstieg. Diese Frau war eine Peguanerinn, welche die christliche Religion angenommen hatte, ob ihr Mann gleich ein Heide war: welcher sie aber nichts desto weniger sehr zärtlich liebte. Sie fuhren auf einem kleinen Schiffe, welches sie mit Cattun beladen hatten, um damit nach Cosmin zu fahren, gedachte Waare daselbst zu verkaufen. Diese Leute erwiesen uns übrigens alle diejenigen Liebesdienste, welche man nur von der christlichen Liebe erwar-

ten kann. Fünf Tage darauf gelangten wir zu Cosmin, welcher ein peguanischer Seehaven ist, an, und sie nahmen uns daselbst mit in ihre Wohnung, wo denn unsere Wunden auf das sorgfältigste verbunden wurden. Nachdem wir uns nun hier einige Wochen aufgehalten hatten, so waren wir vollkommen wieder hergestellet. Hierauf giengen wir also mit einem portugiesischen Schiffe wieder ab, welches nach Bengala seegelte.

Als ich in diesem Haven anlangte, so machte ich mir die Gelegenheit zu Nutze, und reisete von hier wieder mit einem Jagdschiffe ab, welches nach Goa gieng. Hier traf ich den Dom Pedro von Faria, meinen alten Gönner, an, welcher seine Stadthalterschaft zu Malacca nieder gelegt hatte, weil sie zu Ende war. Die Erzählung von meinem widrigen Schicksale erneuerte seine ehmalige Neigung gegen mich; und so wohl sein Gewissen als Ehre sagten ihm, daß es seine Schuldigkeit sey, mir einen Theil desjenigen Vermögens wieder zu ersetzen, welches ich in seinen Diensten verlohren hatte.

Das siebenzehende Hauptstück.

Pinto gehet wieder nach China zu Schiffe, und wird von Seeräubern angegriffen. Durch was für ein Glück sein Leben gerettet wird. Leidet Schifbruch. Grausame Würkung der Verzweiflung. Pinto rettet sich auf eine Rhede.

Nachdem ich nun, durch die Freygebigkeit des Dom Pedro wieder in gute Umstände gesetzt worden, so war es weit gefehlt, daß ich hierdurch einen Geschmack an einer ruhigen Lebensart hätte finden können; vielmehr wurde ich eben dadurch angetrieben, daß ich Gelegenheit suchte, wie ich zur See mein Glück recht machen möchte. Diese Hofnung setzte ich auf eine Reise nach China, und zwar um desto mehr, weil ich bisher in dieser Gegend lauter Unglück ausgestanden hatte.

Ich gieng also zu Goa mit dem Schiffe meines Wohlthäters ab, welches in den sandischen Häven Pfeffer laden sollte. Nach dem Verlaufe von einem Monate also, befanden wir uns auf der Rhede von Batam, wo die portugiesische Handlung in guten Flore war. Der Pfeffer aber, welchen wir daselbst zu finden geglaubt hatten, war schon seit einigen Monaten so selten geworden, daß wir uns genöthiget sahen, den Winter über daselbst lie-

gen zu bleiben, um erst eine reichere Erndte zu erwarten.

Die Zeit im Frühjahre, da die Schiffe auszulaufen pflegen, war nicht so bald herangenahet, als wir mit vier indischen Schiffen, welche ebenfalls nach China wollten, in Gesellschaft wieder abreiseten: da wir denn in dem Haven von Chinchen ganz glücklich anlangten. Hier redete man von nichts, als Aufruhr und Kriegen, welche das Reich verheereten. Die Seeräuber machten sich diese Unruhen zu Nutze, fielen die Schiffe der Kaufleute an, und verfolgten sie so weit, bis vor die Häven. Aus Besorgniß verliessen wir also Chinchen, um nach Chabaquai zu gehen. Zwanzig grosse Handelsschiffe, welche wir daselbst antrafen, nahmen viere von unsern Schiffen weg. Dasjenige, worauf ich mich befand, entriß der Wind, welcher mit einem male entstund, dieser Gefahr und trieb uns wieder auf das hohe Meer. Nachdem wir nun ganzer 22. Tage einen sehr ungewissen Lauf gehabt hatten, so erblickten wir die Schleusen von Camboyn, da wir denn einiger massen wieder beruhiget wurden. Hier liefen wir mit Freuden ein, weil unser Hintertheil des Schiffes, in einem sehr heftigen Sturme, eine grosse Oefnung bekommen hatte. Die allererfahrensten von unsern Matrosen wußten kein besser Mittel, als die beyden Masten abzuhauen, und alle unsere Waaren über Bord zu werfen. Diese Erleichterung, wie auch einiger

niger Anschein, daß das Meer bald wieder ruhig werden würde, hatte uns bewogen, uns ohne Masten und Segeln, dem Sturme zu überlassen, welcher gegenwärtig noch ziemlich heftig wüthete. Wir waren also im Begriffe, an einer Klippe zu zerscheitern, wo wir bey der Nacht, gleich bey dem ersten Stosse, zwey und sechzig Personen verlohren.

Dieses Unglück setzte uns in ein so ausnehmendes Schrecken, daß unter allen Portugiesen nicht ein einziger war, welcher durch die Grösse der Gefahr bewogen worden wäre, die geringste Mühe zu seiner Rettung anzuwenden. Unsere chinesischen Matrosen, welche entweder geschickter oder weniger furchtsam waren, sammelten die Balken und Bretter, welche auf dem Felsen, wo wir gescheitert, liegen geblieben waren, und machten ein Floß daraus, welches bey dem Anbruche des Tages fertig war. Sie hatten dasselbe so ziemlich groß und auch dauerhaft gemacht, daß vierzig Personen darauf bleiben konnten, und so stark waren sie auch ohngefähr an der Zahl. Wir hatten uns gleich anfänglich auf demjenigen Felsen versammelt, wo wir gescheitert wären, und die Gewißheit des Todes hatte uns dergestalt alle Empfindung geraubt, daß wir nicht einmal wußten, ob wir noch lebten oder nicht. Als es aber Tag wurde, und wir die Chineser und Indianer wieder auf ihrem gebrechlichen Flosse daher kommen sahen, welches ihre Geschicklichkeit verfertiget hat-

te; so bemerkten wir, daß unsere Kräfte und Lust zu leben, auf einmal wieder belebt wurden. Martin Esteves, als der Capitain des zerscheiterten Schiffes, war der erste, welcher seine eignen Leute, die sich auf dem Flosse befanden, bat, daß sie ihn doch mitnehmen möchten. Sie waren aber so verwegen und antworteten ihm, dieses könnten sie wegen ihrer eignen Sicherheit nicht thun. Ein Portugiese, welcher diese Antwort hörete, wurde darüber aufgebracht. Er stund also auf, so sehr er auch verwundet war, stellete uns lebhaft vor, daß wir uns nicht lange besinnen dürften, sondern wir müßten uns entweder des Flosses bemächtigen, oder sterben; weil dieses das einzige Mittel wäre, unser Leben zu retten, und hiermit zog er den Degen und gieng auf die Chineser los. Nun waren unserer an der Zahl acht und zwanzig: Wir folgten ihm also den Augenblick, und stritten mit den Besitzern des Flosses in einer solchen Wuth, als sie von verzweifelten Leuten nur immer erwartet werden kann. Die Chineser widersetzten sich uns mit ihren Beilen, die sie noch in den Händen hatten; allein, wir richteten mit unsern Degen ein solches Metzeln unter ihnen an, daß wir binnen einer halben viertel Stunde alle unsere Feinde zu unsern Füssen gestreckt hatten.

Indessen verlohren wir doch sechzehn Portugiesen in diesem Blutbade, ohne die zwölf Verwundeten mit zu rechnen, von welchen den

Tag

Tag darauf noch viere starben. Ich selbst hatte ebenfalls zwo Wunden empfangen. Das Blut, welches ich vergossen, hatte diejenige Wuth gestillet, von welcher ich angeflammet gewesen war; und der betrübte Anblick, welchen ich hatte, presste mir über das Elend des menschlichen Lebens, die bittersten Thränen aus. O Himmel! was für ein weitläuftiges Feld von Betrachtungen eröfnete mir dieser Vorfall! Denn es waren noch keine vier und zwanzig Stunden, da wir uns allerseits auf das freundschaftlichste in dem Schiffe umarmet, auf das liebreichste getröstet, einander gute Hofnung gemacht, und uns ermahnet, uns dem Willen des Himmels demüthigst zu unterwerfen. Ja wir hatten einander, in diesem gemeinschaftlichen Unglücke, als Brüder begegnet; und gegenwärtig ermordeten wir uns mit einer solchen Wuth, über welche die Tiegerthiere hätten erstaunen mögen.

Das achtzehende Hauptstück.

Abscheulicher Vorfall, welchen Pinto erlebt. Wie er ans Land kommt. Wie drey von seinen Gefährten von den Crocodillen gefressen werden. Wie er in die Sclaverey geräth; und wieder aus derselben befreyet wird.

So bald wir uns des Flosses bemächtiget, welches uns so viel Blut gekostet hatte,

so

so setzten wir uns auf dasselbe in eben der Ordnung, wie es Esteves am besten erachtete, wenn wir wider die Wellen am besten gesichert seyn wollten. Ueberhaupt waren unserer noch an der Zahl acht und dreisig, die Bedienten und einige Kinder mit gerechnet. Das Floß aber war entweder nicht gut gebauet, oder zu klein, denn es gieng zum Theil unter das Wasser, als wir uns darauf begaben, so, daß wir bis an die Knie im Wasser stunden und alle Augenblicke uns auf einen Balken lehnen mußten, den wir umfasset hielten. Eine alte Decke diente uns statt des Segels; weil wir aber keinen Seecompaß hatten, so irreten wir ganzer vier Tage nach einander in diesem betrübten Zustande umher. Vor Hunger, Kälte, Furcht und Betrachtung aller Scheusale unsers elenden Zustandes, starb auch fast jegliche Minuten einer von unsern Gefährten. Verschiedene nährten sich zween Tage von dem Fleische eines indischen Bedienten, welcher neben ihnen gestorben war. Endlich wurden wir doch gegen das Land getrieben. Dieses verursachte eine solche Freude bey uns, daß von funfzehen, deren unserer noch am Leben waren, viere plötzlich starben. Mithin waren unserer nicht mehr, als noch eilfe, nemlich sieben Portugiesen und vier Indianer, als wir in einer Gegend ans Land kamen, wo unser Floß zu allem Glücke auf den Sand gleitete.

Das

Das erste, was wir thaten, war dieses, daß wir dem Himmel dankten, weil er uns von den Gefährlichkeiten des Meeres so wunderbarlich errettet hatte; allein, ohne Zittern konnten wir nicht an diejenigen gedenken, welchen wir uns nunmehro in einem Lande ausgesetzt sahen, welches einer vollkommenen Wüste gliche. Die Tieger, welche wir erblickten, brachten wir durch unser Geschrey in die Flucht. Die Elephanten aber, welche sich in grosser Menge zeigten, schienen uns nicht so gefährlich, sondern mußten uns nebst den Austern und andern Muschelwerke zur Stillung unsers Hungers dienen. Von dergleichen Vorrathe nahmen wir so viel, als wir fort bringen konnten, um durch diejenigen Wälder zu gehen, welche sich auf den Küsten befanden: da wir denn auf diesem unsern Wege einmal über das andere genöthiget wurden, die wilden Thiere mit unserm Geschrey zu verjagen.

Nachdem wir nun in einem sehr dicken Holze einige Meilen fort gegangen waren, so langten wir neben dem Ufer eines Flusses an, dessen Wasser ungemein süß war; welches uns denn sehr wohl zu statten kam, weil uns der Durst gar sehr plagte. Da wir nun über dieses noch ein plattes Fahrzeug auf dem Strome herunter kommen sahen, welches Bauholz geladen hatte, so glaubten wir, nunmehr allem Unglücke überhoben zu seyn. Auf diesem Schiffe befanden sich etwan acht bis neun Mohren,

deren

deren Gestalt uns ein wenig furchtsam machte, als wir erwogen, daß ein solches Land, wo man ordentliche Gebäude aufführete, nicht wohl von wilden Völkern bewohnet würde. Sie kamen auch in der That bald zu uns an das Land, uns um mancherley Dinge zu fragen. Es schien auch, als ob sie mit unsern Antworten völlig zufrieden wären, und erklärten sich, daß, wenn wir von ihnen an Bord genommen werden wollten, wir ihnen unsern Degen abgeben müßten. Die dringende Nothwendigkeit also benahm uns alle Gedanken einer Gegenwehr. Hierauf sagten sie zu uns, daß wir zu ihrem Schiffe heran schwimmen sollten, weil sie mit demselben nicht näher an das Ufer kommen konnten; sie warfen uns auch einen Strick zu, um uns dazu behülflich zu seyn. Ein Portugiese nebst zween jungen Indianern warfen sich also so gleich zu dem Ende in das Wasser, um zu dem Fahrzeuge hinzuschwimmen. Kaum aber hatten sie angefangen zu schwimmen; so wurden sie von den Crocodillen gefressen, und zwar, ohne daß das geringste von ihren Körpern weiter verspühret wurde, als die Ströme des Blutes, welche sich hier und da in dem Wasser zeigten.

Ich war bereits mit meinen sieben übrigen Gefährten bis an die Knie im Wasser, und wollten so gleich nachfolgen. Allein wir wurden durch diesen kläglichen Vorfall so erschreckt, daß wir gleichsam als erstarret stehen blieben, und

und kaum so viel Vermögen hatten, wieder zurück zu gehen. Die Negern, welche diesen unsern Zustand sahen, sprungen also ans Land, banden uns mitten um den Leib Stricke, und zogen uns also auf ihr Fahrzeug. So bald sie uns auf demselben hatten, so begegneten sie uns sehr schlecht, und gaben uns Schläge. Sie nahmen uns zwölf Meilen weit mit bis zu einer Stadt, wo sie uns nachher an einen Kaufmann aus den celebischen Inseln als Sclaven verhandelten, bey welchem wir denn fast einen Monat in der Sclaverey blieben. Er ließ es uns indessen so wenig an Essen und Trinken, als an Kleidung fehlen. Ohne daß wir aber errathen konnten, was er für eine Ursache hatte, so verkaufte er uns doch wieder an den König von Calapa, in eben der Insel, welcher ein Freund der Portugiesen war, der uns wieder los ließ und ohnentgeltlich in die sondischen Gegenden schickte.

Das neunzehende Hauptstück.

Pinto versucht abermal sein Glück; dient unter den Truppen des Königs von Siam; geht wieder nach Malacca; und endlich zurück nach Lissabon. Was er mit seinem Gesuche an dem portugiesischen Hofe ausgerichtet.

Gegenwärtig befand ich mich in so armseligen Umständen, in welchen ich während der

der Zeit meines ganzen Lebens niemals gewesen war; und eben daher sahe ich mich gezwungen, abermal besondere Rollen in der Welt zu spielen. Wir fanden nemlich in dem Haven von Bantam, den Dom Jerome Sarmento, welcher drey Kriegsschiffe commandirte, auf welchen er uns Dienste anbot. Was für ein Glück aber konnte ich in den Kriegsdiensten hoffen? Zween portugiesische Kaufleute, welche mit ihren Waaren nach Siam giengen, hatten einige Neigung gegen mich gefasset, als ich ihnen meine Unglücksfälle erzählet; und thaten mir also den Antrag, daß ich mit ihnen zu Schiffe gehen sollte. Sie versprachen, mich nicht nur auf der Reise frey zu halten; sondern mir auch eine Summe Geld vorzuschiessen. Und in meiner Armuth kam mir nichts erwünschter zu statten, als dieses.

Ich ließ mir ihr Anerbiethen gefallen, und entschloß mich, das unerbittliche Schicksal, welches dem Scheine nach seinen Spott mit mir trieb, indem es mich beständig stäupte oder mich auf alle Weise flohe, abermal zu bestürmen.

Wir reiseten also ab, und langten nach 26. Tagen zu Siam an, wo sich die Portugiesen in so guten Umständen befanden, daß ich gar bald eine bequeme Gelegenheit erhielt, die 500. Ducaten, welche mir meine gutthätigen

gen Freunde vorgeschossen hatten, vortheilhaft anzulegen.

Hier war ich nur einen Monat gewesen, als man die Nachricht erhielt, daß der König von Laos, in Verbindung mit den benachbarten Prinzen, in die Gegenden von Siam, mit einer furchtbaren Armee eingedrungen wäre, und sich verschiedener Städte bemächtiget hätte. Diese Neuigkeit setzte den Hof in eine solche Bestürzung, daß der König in seiner Hauptstadt und dem ganzen Reiche, an seine Unterthanen einen Befehl ergehen ließ, daß sie ohne Unterschied, nur allein die alten abgelebten Leute und Krüppel ausgenommen, Kriegsdienste nehmen sollten, und zwar bey Strafe der Einziehung ihres Vermögens, lebendig verbrannt und so wohl für sich als ihre Nachkommen auf ewig für unehrlich erkläret zu werden. So gar die Fremden waren nicht einmal hiervon ausgenommen, sondern mußten entweder dienen, oder binnen dreyen Tagen das Königreich Siam meiden.

Weil nun unsere Nation sehr viele Vorrechte in diesem Königreiche genoß, so wurde sie zu der Vertheidigung des Staats insbesondere eingeladen, und zwar unter den allerangenehmsten Versprechungen, welche so wohl das beste ihrer Religion, als der Handlung betrafen.

Unserer waren an der Zahl 130, und 120 liessen sich durch ein so rühmliches Anerbiethen bewegen, an der Vertheidigung des Königreichs Siam Antheil zu nehmen. Weil ich nun so viele Begebenheiten in der Welt erlebt hatte und eben dadurch berühmt geworden war; so achtete ich mich gleichsam verbunden, einer der allerhitzigsten Vertheidiger dieses Reichs zu seyn. Wir kamen auch gar bald zu der Armee und wurden mit den Feinden Handgemein. Der Krieg dauerte einige Monate mit sehr abwechselnden Vortheilen. Endlich erklärte sich das Glück, in einer blutigen Schlacht für uns. Der König in Siam trieb die Vortheile seiner Waffen so weit, daß er das benachbarte Königreich deswegen einnahm, weil es seinen Feinden den Durchmarsch gestattet hatte: und kehrete nachher siegreich in seine Hauptstadt wieder zurück. So bald aber die kostbaren Feyerlichkeiten kaum vollendet waren, welche man, ihn zu ehren, angestellet hatte, so zeigten sich in seinem eignen Pallaste solche schlechte Umstände, welche ungleich furchtbarer waren, als die er eben überwunden hatte. Denn die Königin, seine Gemahlin, hatte mit einem Officier von der Leibwache, in einem Liebesverständnisse gelebt, und trug bereits die Frucht von diesem unerlaubten Umgange. Die Furcht vor der Strafe und die Hofnung, daß ihre Schande verborgen bleiben möchte, veranlaßseten bey ihr die Entschliessung, sich von ihrem Gemahle zu erledigen. Sie brachte ihm also,

in

in einer Tasse Milch, eine Portion sehr starken Giftes bey: woran er denn den neunten Tag darauf starb, nachdem er seinen Triumph gefeyert hatte.

Als dieser Herr todt war, so befahl er daß die 120. Portugiesen, die ihm gedient hatten, zu ihrer Vergeltung denjenigen halbjährigen Tribut haben sollten, welche die Krone von einem benachbarten kleinen Königreiche zog: und dieser Befehl wurde auch auf das genaueste vollstrecket. Bald darauf entstund abermal ein blutiger Krieg, welcher der ganzen Beschaffenheit des Staats ein ander Ansehen gab, und uns in die Nothwendigkeit setzte, einen andern Aufenthalt zu suchen. Ein jedweder nahm also seine Maasregeln so, wie er glaubte, daß es ihm am zuträglichsten wäre. Ich gieng mit dreißigen von meinen Gefährten zu Schiffe, um nach Malacca zu reisen.

Hier endiget sich diejenige Erzählung, welche den Pinto angeht, und von Erheblichkeit ist. Denn das übrige enthält weiter nichts, als einige Reisen nach China und Japan, die er seit fünf Jahren gethan hat, ohne, daß etwa besondere Veränderungen oder etwas angenehmes in diesen Nachrichten vorkommen sollte. Wir wollen also nur noch mit wenigen erwähnen, wie er aus Indien wieder nach Europa gegangen ist.

Ob nun gleich meine Glücksumstände von der Beschaffenheit waren, daß ich mich eben keines Reichthums rühmen konnte, so begunte ich doch nunmehro meinem Geitze mehr Maas und Ziel zu setzen, als ehedem; dahingegen aber bekam ich mehr Lust zu arbeiten, so, wie ich dem Geitze entsagte. Ja ich wurde vor Verlangen recht ungedultig, diejenige Ruhe in meinem Vaterlande zu genieſen, die ich mit meinen ein und zwanzig jährigen höchst beschwerlichen und gefährlichen Reisen gleichsam erkauft hatte.

Ich machte mir also diejenige Gütigkeit zu Nutze, welche der Vice-König zu Goa in Indien gegen mich bezeigte, und bewies demselben mit unleugbaren schriftlichen Zeugnissen und Urkunden, wie oft ich wegen der Dienste meines Königes und der Nation in die Sclaverey gerathen, und aller meiner Waaren und Vermögens beraubet worden sey. Der Vice-König gab mir so gar ein Schreiben an den König mit, in welchem er mir das fürtreflichste Zeugniß, so wohl wegen meiner Dienste, als übrigen Lebenswandels überhaupt, gab. Endlich gieng ich nach Europa zu Schiffe, und war über meine Papiere so vergnügt, als über den allervorzüglichsten Theil meines Vermögens.

Nach einer glücklichen Reise langte ich zu Lissabon zu einer Zeit und unter der Regierung der Königin Catharina, an, da in dem Königreiche der vollkommenste Friede herrsch-

herrschte. Als ich nun Sr. Majestät das Schreiben des Vice-Königs überreichte, so hatte ich die hohe Gnade, höchst denenselben alles dasjenige vorzutragen, was ich durch meine vielfältige Erfahrung, zum besten höchst dero Staats, wichtiges erlernt hatte; wobey ich denn auch nicht vergaß, meine Umstände allerunterthänigst vorzustellen. Sr. Majestät schickten mich zu dem Minister, und ich hoffete daher alles gutes. Dieser aber vergaß gar bald, was er mir versprochen hatte, und ließ meine Papiere wohl vier bis fünf Jahre bey sich liegen. Hierdurch gewann ich weiter nichts, als eine neue Art der Dienstbarkeit, welche die Frucht meines beständigen Bittens und Flehens und mir weit unerträglicher war, als meine ehemaligen Beschwerlichkeiten. Endlich nahm ich mir vor, mit demjenigen wenigen Vermögen zu frieden zu seyn, welches ich aus Indien mitgebracht, und welches ich niemanden ausser mir zu vordancken hatte. Habe ich nun für meine ein und zwanzigjährige Dienste gleich keine andere Belohnung erhalten; so schreibe ich solches der göttlichen Gerechtigkeit zu. Und auch hiervor danke ich dem Könige des Himmels, welcher nicht trügen kann: über die Könige der Erden aber beschwehre ich mich aus der Ursache nicht, weil sie nur die Werkzeuge der Ausführung des Willens desjenigen sind, welcher ihre Königreiche gründet, erhält und wieder vertilgt.

Die Heldenthaten der Freundschaft.

Eine Spanische Geschichte.

Francisco Henriquez von Jarillas, ein spanischer Edelmann, hatte in Ostindien ein ansehnliches Vermögen erworben, und sich in Siguenza, einer angenehmen Stadt in Castilien, nieder gelassen, um daselbst seine Lebenszeit zu beschliessen. Eine Erfahrung von funfzig Jahren, die er in Kriegsdiensten und der grossen Welt zugebracht, hatte ihn gelehret, daß eine ruhige Lebenszeit so wenig in der Gesellschaft der Weiber, deren eifersüchtige Gemüths- und verworrene Denkart gemeiniglich viele Mishelligkeiten zu erregen pflegen, als in dem Umgange der Männer zu suchen wäre, deren Stolz und Eigennutz sie in solche Mishelligkeiten versetzten, daß sie sich unter einander, wie die Tyger auftrieben.

Ein einziger Bedienter, Namens Sylverio, welcher ihm einsmals das Leben, und zwar mit der Gefahr seines eignen, errettet hatte, und von dessen Treue er seit zwölf Jahren vollkommen überzeugt war, machte seine ganze Gesellschaft aus, und eine andere wollte er ganz und gar nicht um sich haben. Dieser Mensch war

war ein Castilianer von ohngefähr fünf und dreisig Jahren, und welcher seinen Herrn als einen liebreichen Vater ehrete, weil er ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte. Diese hattte er, vermöge einer vernünftigen Einrichtung, auch so gut anzuwenden gewust, daß er nicht einmal mehr nöthig hatte zu arbeiten und zu dienen; allein die Reitzungen der Eitelkeit waren nicht vermögend gewesen, die Regungen der Dankbarkeit zu unterdrücken. Er hatte also beschlossen, in des Henriquez Diensten so lange zu verbleiben, bis der Tod sie beyde von einander getrennet hätte.

Henriquez hingegen wußte den Sylverio geziemend zu schätzen. Er sahe ihn gar nicht als einen Knecht oder Sclaven seines Willens an, sondern als seinen Gefährten. Durch die Dankbarkeit war also derjenige Unterschied vollkommen aufgehoben, welchen das ungefähre Schicksal zwischen ihnen beyden gesetzt hatte. Die dem Herrn gleichsam angebohrne Gütigkeit hatte ihn so gar bewogen, diesen treuen Bedienten mit dem liebreichen Namen eines Freundes zu belegen, und ihn in der That aller derjenigen Vertraulichkeit und Neigung zu würdigen, welche der wahre Grund der Freundschaft sind. Weil nun Sylverio von seiner Jugend an mit dem Henriquez umgegangen war, so hatte er sich auch vollkommen und dergestalt nach ihm zu richten gelernt, daß es nicht anders schien, als ob beyde gleichsam ein Herz

und eine Seele wären: denn das Gemüth des Bedienten glich einem weichen Wachse, welches gleichsam nach der Form der Seele seines Herrn dergestalt genau gebildet worden war, daß es alle Neigungen und Fähigkeiten derselben vollkommen angenommen hatte.

Diese beyden Leute entzogen sich den weitläuftigen und wilden Gesellschaften auch so sorgfältig, daß sie bereits zwey Jahre zu Siguenza gewesen waren, ohne daß man einmal wußte, von was vor einer Familie sie herstammeten, wie ihre Glücksumstände beschaffen waren, und womit sie sich beschäftigten. Endlich wußte man auch eben so wenig alle diejenigen Kleinigkeiten, an welchen den Gesellschaften gemeiniglich so viel gelegen ist, und welche zu weiter nichts dienen, als eine Unterredung zu unterhalten, und der Stof sind, über welchen man sich etwas zu gute thut.

Ob nun Henriquez gleich in dem Stande war, daß er sich eben diejenige Achtung hätte erwerben können, welche gemeiniglich die üppigen Verschwender haben; so lebte er nichts desto weniger mit seinem Sylverio nur in einer solchen Gemächlichkeit, welche von der Verschwendung und dem Geitze gleich weit entfernet war. Mit dem übrigen, was er in seiner anständigen und wohleingerichteten Haushaltung nicht verwenden konnte, grif er dürftigen Personen unter die Arme; und er machte sich ein

ein solches Vergnügen daraus, wenn er armselige Leute in bessere Umstände versetzen konnte, ohngeachtet viele Menschen ein solches Betragen für niederträchtig und lächerlich halten, daß er solches als die vorzüglichste Annehmlichkeit seines ganzen Lebens erachtete.

Man sahe daher so wohl den Herrn als seinen Bedienten öfters in ihren Mantel eingehüllet, zu Fusse, entweder kurz vor Tage, oder auch des Abends spät, die Gefängnisse und Armenhäuser durchsuchen, um unter die Elenden Geld auszutheilen und ihnen mit Troste beyzustehen. Viele unglückselige Leute, welche Schulden wegen in das Gefängniß von ihren Gläubigern geworfen waren, wurden durch sie wieder erlöset, auf freyen Fuß gestellet, und erhielten über dieses öfters noch so viel Capital, daß sie sich wieder in bessere Umstände setzen konnten, ohne, daß sie einmal wußten, was für eine mitleidige Hand sie aus ihrer Gefangenschaft und Dürftigkeit gezogen hatte.

Als nun diejenigen höchst betrübten Zeiten heran naheten, welche die ganze Welt verwüsten zu wollen schienen, so liessen sich diese beyden Freunde angelegen seyn, die Gegenden um Siguenza zu durchwandern, nicht etwan, um das furchtsame Wild zu verfolgen, und sie dadurch zu verheeren: sondern, das gemehete und noch auf dem Felde liegende Getraide zu durchsuchen, und zu sehen, welches am schlech-

testen gerathen und die Eigenthümer leicht in Zaghaftigkeit und Verzweiflung setzen könnte. Waren Personen vorhanden, welche sich verheirathen wollten, und die Ehen konnten wegen Armuth nicht vollzogen werden, so liessen sie dem Brautpaare, durch die Hand des Predigers, eine solche Mitgabe zu stellen, daß sie ihren Ehestand und Hauswesen in Gemächlichkeit anfangen, und ohne Sorgen und Kummer einander zärtlich lieben konnten. Auf diese Weise zeigte sich die Gutthätigkeit durch eine unbekannte Privatperson, welche dem Vaterlande Bürger verschaffete, und sich, gleich einer Gottheit, ein Vergnügen daraus machte, den Menschen Wohlthaten zu erweisen.

So viele löbliche Handlungen konnten in Siguenza nicht wohl verborgen bleiben; sondern der gemeine Mann, welcher allemal die Tugend liebt, ohne ihr nachzustreben, redete von von dem Henriquez und seinem Gefährten nicht anders, als jederzeit mit den grössesten Lobeserhebungen. Diejenige Art von Leuten aber, welche mehr den hohen Geist, als die Tugend lieben, bey welchen alles auf die äusserliche Höflichkeit, Wohlanständigkeit und gute Worte ankommt, ohne auf die Redlichkeit des Herzens zu achten, diese Leute sage ich, welche man gemeiniglich eine gute Gesellschaft zu nennen pflegt, sagten von dem Henriquez, wenn sie bey einander waren: „Der Mann ist ganz „ gut; denn er ist mitleidig: es ist aber Scha-

de,

„ de, daß er keine Menschenliebe hat.„ Gleich als ob der Mangel der Menschenliebe mit der Gutthätigkeit bestehen könnte, deren Wesen in der Menschenliebe zu setzen, und vermöge welcher man bemühet ist, die menschliche Glückseligkeit so sehr zu befördern, als es möglich ist. So oft man also in artigen Gesellschaften von dem Henriquez und Silverio schwatzte; so nennete man sie niemals anders als solche Leute, die keine Menschenliebe hätten.

Unter den vornehmen Personen zu Siguenza, befand sich damals Dom Felix Pedrarias, der Sohn eines Oberschatzmeisters zu Manilles, von welches vornehmen Herkommen man nicht so wohl viel schwatzte, als seinen Reichthümern noch ein viel grösseres Wesen durch die ganze Stadt machte. Denn er besaß daselbst einen prächtigen Pallast, welcher mit den kostbarsten Geräthen ausgezieret war. Sein sehr künstlicher Koch hatte ihm übrigens die Freundschaft aller derer Vornehmen erworben, welche einen köstlichen Geschmack liebten, und wohl wußten, daß sich dieser Rentmeister ein unendliches Vergnügen daraus machte, sein Vermögen auf eine solche Art zu nutzen. Der gemeine Mann, welcher von ihm nichts anders zu gewarten hatte, als mürrisches Wesen, Stolz und einen schmutzigen Geitz, rächete sich durch das Bezeigen seines Mißvergnügens, und streuete allerley harte Muthmassungen über den Ursprung seines Vermögens aus.

Es

Es ist auch nicht zu leugnen, daß, so höflich, dienstfertig und gefällig Pedrarias gegen die Vornehmen war, eben so hart, unerkenntlich und grob war er auch gegen alle übrigen Menschen. Weil er nun mit nächsten aus Stolz die Tochter des Dom Louis Stephano von Guevara, des Commendanten der Stadt heyrathen wollte, welcher sein vornehmes Geschlecht gern durch einen reichen Schwiegersohn unterstützen wollte; so war seine Gemüthsart gegen alles, was nicht von Adel oder reich war, noch unerträglicher geworden.

Indessen hatte Pedrarias, welcher den Henriquez gern kennen lernen wollte, und dessen Nachbar er war, ihn zu verschiedenen malen zu seinen Schmausereyen einladen lassen; dieser aber hatte sich jederzeit auf eine anständige Art entschuldiget. Diese abschlägige Antwort hatte den Rentmeister verdrossen. Weil er nun übrigens vernommen, daß dieser so wohlthätige Mann ehedem in Kriegsdiensten gewesen wäre, so war er um desto begieriger, ihn kennen zu lernen, und seine Empfindlichkeit war eben dadurch um desto mehr aufgebracht.

Als nun Pedrarias einsmals zu Mittage prächtig geschmauset hatte, und nebst vieren von seinen Gästen um die Stadt spatzieren gieng; so hatte die Lust zum Spatzieren gehen den Henriquez eben hieher geführet. Auf diesen wies also Pedrarias so gleich mit dem Finger,

und

und rief mit lauter Stimme seinen Freunden zu: sehet da den Menschenfeind! Die Gäste, welchen der Wein und die gute Mahlzeit in den Kopf gestiegen war, und ihnen das Blut ohne dem schon in Wallung gebracht hatte, wurden hierüber noch mehr erhitzt, und giengen also zusammen in der Absicht auf den Henriquez zu, um sich mit ihm etwas zu gute zu thun.

Der Rentmeister begab sich alsbald zu ihm und sagte: „Herr von Farillas! es ist „recht gut, wenn man die Einsamkeit liebt; „allein man muß auch zugleich die Wohlanständigkeit nicht beleidigen. Denn auf meine verschiedenen Einladungen haben Sie sich „sehr schlecht betragen: und das Verlangen, „welches ich jederzeit geäussert habe, Ihre „Freundschaft zu erlangen, verdiente wenigstens etwas mehr Erkenntlichkeit.„ Wahrhaftig! erwiederte einer von des Pedrarias Bekannten, kann man wohl von einem Menschenfeinde eine andere Aufführung erwarten? Wenn man aber die Menschen nicht leiden kann, sagte ein dritter, so ist es am besten, wenn man lieber in die Wildniß geht, um daselbst mit den Bären eine angenehmere Gesellschaft zu pflegen.

Während dem nun, da man dem Henriquez dergleichen und noch mehrere eben so harte Brocken häufig zu verschlucken gab; so antwortete er dem Pedrarias, daß er die Ehre sei-

seiner Einladung sehr wohl zu schätzen wisse. Diejenige Lebensart aber, fügte er hinzu, welche ich, meiner Gesundheit wegen, beobachten muß, beraubt mich überhaupt des Vergnügens, lustigen Gesellschaften mit beyzuwohnen: denn zum Theil ist man gezwungen, andern zur Last zu seyn, und überdieses, so werden ja bey ihnen beständig Schmausereyen gehalten, in welchen es so wenig mein Alter als Gemüthsart verstattet, eine angenehme Rolle zu spielen. Und warum dann nicht? Man kann ja allezeit belustigen, geschiehet es gleich nicht durch den Witz, so kann es ja durch das lächerliche geschehen. = = Hören sie, Herr Pedrarias, was habe ich ihnen gethan, daß sie den Vorsatz gefasset haben, mich zu beleidigen? Die stolzen Reden ihrer Freunde habe ich angehört, und ich bin eben nicht gemacht, sie zu ertragen; wollen sie etwan ja eine Erklärung von mir erzwingen, so können sie ja vorher allein zu mir kommen, ehe sie ihr Orgelwerk so feyerlich gestimmet haben. = = = Ueber diesen Ausdruck gerieth Pedrarias in Hitze, welchen er vielleicht nicht einmal verstund, antwortete mit Schelten und drohete mit dem Stocke, den er in der Hand hatte. Dem Henriquez blitzten darauf vor Zorn die Augen, er sprang einige Schritte zurück und grif zum Degen. Weil er aber ihre Anzahl in Betracht zog, so mäsigte er sich in seinem Eifer; wies ihnen seine blosse Brust mit vielen Narben, und sagte: meinet ihr vielleicht, daß ein Mann, welcher alle diese Wunden in

dem

dem Dienste für sein Vaterland empfangen hat, eine feige Memme sey, welcher harte Beleidigungen ungeahndet lässet? Der Dunst des Weins hat euch zwar das Gehirn betäubt; allein seyd versichert, daß ich mich schon werde zu rächen wissen. Und hiermit gieng er, zugleich voll von Verdruß und Mitleiden, hinweg.

Die Rache, die er nehmen wollte, bestund darinnen, sich von nun an der Welt mehr, als vorher zu entziehen. Er kam also wieder in seine Wohnung, dachte mit allem Fleisse auf die Ausführung seines Vorhabens und sagte bey sich selbst: wie ist es doch wohl möglich, daß der Mensch seine Natur so sehr weit erniedrigen und so gar daran ein Vergnügen hat finden können, seinem Nebenmenschen niederträchtig zu begegnen, ihn zu beleidigen, zu schlagen und so gar um das Leben zu bringen? Ja ich selbst, hätten mich nicht vernünftige Vorstellungen zurück gehalten; so = = = = lebte Pedrarias vielleicht nicht mehr. Denn diesen Menschen, welcher in der ganzen Stadt einen solchen Lerm mit seinem Reichthum macht, achte ich ja in der That nicht einmal so viel, als den Kieselstein, den ich hier unter meinen Füssen liegen sehe: und vermöge meiner Rache würde ich darüber gelächelt haben, wenn ich ihn in seinem Blute hätte schwimmen gesehen. Betrübte Leidenschaften! wie sehr verunstaltet ihr doch das menschliche Herz? = = = Denn ich, wäre ja alsdenn ein grausamer Mörder gewe-

gewesen! Als Henriquez diese seine Betrachtungen endigte, so kam er nach Hause. Geschwind, geschwind! sagte er zu seinem Silverio, so bald er ihn nur erblickte, laß uns dieses böse Land verlassen: denn man ist keinen Augenblick sicher, in demselben die abscheulichste That zu begehen; und fast wäre ich der angenehmen Frucht eines funfzig jährig unschuldig geführten Lebenswandels beraubt gewesen. Und hiermit erzählte er ihm den Augenblick alles, was vorgefallen war.

Silverio konnte die Erzählung nicht anhören, ohne vom Zorne zu entbrennen; bald darauf aber legte sich derselbe, als er anfieng, Thränen der Zärtlichkeit zu vergiessen. Ach liebster Herr, sagte er zu dem Henriquez, sie beleidiget man? Vor wen soll man denn Achtung und Ehrfurcht hegen? Die Unglückseligen! so wissen sie so ganz und gar nichts von der Tugend? Ich werde es ihnen anzeigen, wie sie dieselbe ausüben, was sie alle Augenblicke zum besten der Armuth thun, ja was sie ihnen so gar aller ihrer Bosheit ohngeachtet, für Wohlthaten erweisen würden, wenn sie in dürftigen Umständen wären. Beschämet sollen sie werden, daß sie einen solchen Wohlthäter der Menschen so gröblich beleidiget haben: und durch diese ihre Gewissensbusse und Reue sollen sie, mein verehrungswürdigster Herr, für die empfangenen Beleidigungen gerächet werden.

Ach!

„ Ach! liebster Silverio, dich belebt ge-
„ genwärtig eine würkliche tugendhafte Schwär-
„ merey, und du mißbrauchest dich selbst, indem
„ du glaubest, die Menschen zu bessern: denn
„ sie verabscheuen die Tugend, welche ihren
„ Stolz beleidiget und lieben das Laster, weil
„ sie dadurch gekützelt werden. Komm, wir
„ wollen auf dem platten Lande denjenigen stil-
„ len Aufenthalt suchen, wo man uns so we-
„ nig wegen unsers Vermögens beneidet, als
„ wir in Sorgen stehen dürfen, von Nichts-
„ würdigen verspottet zu werden. Ich habe in
„ diesem Welttheile keinen Anverwandten, du
„ aber hast allhier noch deine Mutter, Schwe-
„ stern und Vettern, welche allerseits von
„ Verlangen brennen, dich zu sehen. --- ---
„ Komm, wir wollen unsern Aufenthalt unter
„ ihnen nehmen; -- -- und sie sollen auch mei-
„ ne Angehörigen zugleich seyn. Eile daher,
„ suche sie auf, und bereite für uns beyde eine
„ reinliche und bequeme Wohnung: mir wird
„ es lieb seyn, wenn sie nicht weit von dem
„ Dauro liegt: denn nichts kann eine Einöde
„ mehr verschönern, als wenn sie an einem an-
„ genehmen Flusse liegt. Reise also gleich mor-
„ gen von hier, liebster Freund! Denn du
„ kanst nicht geschwind genug eilen, weil du
„ eine Sache vor hast, von welcher ich alle
„ meine Glückseligkeit erwarte.„

Sylverio reisete also ab. Henriquez be-
gleitete ihn bis auf eine gewisse Strecke von der

Stadt, und kam viel eilfertiger, Siguenza zu verlassen, wieder zurück, als er vorher gewesen war. So bald er wieder zu Hause gekommen, so war das erste, was er vornahm, dieses, daß er einen Theil von seinen Geräthen verkaufte, und die übrigen einpacken lies, um sie mitzunehmen.

Als den folgenden Tag die Sonne hervorbrach, so wurde Henriquez durch ein solches Pochen vor der Hausthüre aufgeweckt, daß das ganze Haus davon erschütterte. Sein vollkommen reines Gewissen, welches alle Bestürzung von ihm entfernte, machte, daß er ganz gelassen aufstund. So gleich machte man mit Ungestümm die Hausthür auf, und ein Mann mit einer grimmigen Miene trat nebst sechs Gerichtsbedienten von eben der Bildung hinein, und zeigte ihm an, daß er mit ihnen ins Gefängniß gehen sollte; packte ihn auch so gleich an, und schleppte ihn auf das Unbarmherzigste mit sich fort. Man führt den unglückseligen Henriquez vor ein abscheuliches Gefängniß, stürzt ihn, wie einen zum Tode verdammten Verbrecher, in dasselbe hinein; und verrammelt die Thüren hinter ihm mit den schweren eisernen Botzen und einem so fürchterlichen Geräusche, welches einem jedweden durch Mark und Beine hätte dringen mögen.

Henriquez beklagte sich blos nur mit kläglichen Seufzern, welche ihm aus dem innersten Grun-

Grunde seiner Seele drungen: denn die schweren Ketten, womit er beladen war, die Finsterniß dieses abscheulichen Ortes und der häßliche Gestank, den er in sich ziehen mußte, waren ihm bey weitem nicht so unerträglich, als die Ungewißheit, in welcher er sich befand, und weil er ganz und gar die Ursache nicht wuste, weswegen man so grausam mit ihm verfuhr. Zween Tage verflossen, ohne daß er ein anderes lebendes Geschöpf zu sehen bekam, als des Stockmeisters Knecht, welcher ihm täglich zweymal Brod und Wasser brachte. Den dritten Tag wurde er aus seinem Gefängnisse heraus und vor die Richter geführt, welche denn eine weitläuftige Untersuchung wegen seiner Person, seines Vermögens und des Wortwechsels anstelleten, den er mit dem Pedrarias gehabt hatte. Seine Unschuld legte ihm die Antworten in den Mund und die Aufrichtigkeit der Mienen bestättigte sie. Endlich wurde ihm gesagt, man habe den Pedrarias, auf dem Lande, etwan eine Meile von der Stadt, todt gefunden, ihn aber angeklagt, daß er denselben ermordet und zugleich beraubt habe. Erlauben sie, meine Herren, antwortete Henriquez, es ist wahr, ich bin von dem Pedrarias hart beleidiget worden; allein diese Beleidigung hatte ich ihm längst vergeben, und seit der Zeit habe ich ihn nicht wieder gesehen. Funfzig Jahre habe ich in Peru in allen Ehren gelebt, jedermann, welcher mich kannte, hat mich hochgeschätzt, und nunmehr sollte ich nach Spanien gekommen

seyn um meinen ehrlichen Namen mit einem schändlichen Raube zu beflecken? Die blosse Beschuldigung mit einer solchen That geht mir schon so durch das Herz, daß alle meine Sinnen davor erzittern: und es ist schon gewiß eine nicht geringe Demüthigung vor mein Gewissen, daß ich mich wegen solcher Dinge rechtfertigen muß! Du aber Allwissender und höchster Richter! kennest die Unschuld meines Herzens. Und dieses ist genug zu meiner Verantwortung; Ungerechtigkeit, Tod und alles, was nur fürchterlich scheinen mag, haben nichts, was mich erschrecken kann. Man führe mich also nur wieder in mein Gefängniß!

Er wurde auch in der That wieder in dasselbe hineingeführet, und über dieses noch mit mehrern Ketten beschweret, als er deren zuvor getragen hatte: denn man besorgte recht sehr, es möchte dieses Schlachtopfer dem Schwerdte des Henkers entgehen. Henriquez urtheilete aus diesem Behandeln, was man mit ihm im Sinne hätte, und bereitete sich zum Sterben. Allein, er verlangte, daß Sylverio doch noch vor seinem Ende von dem betrübten Zustande Nachricht erhielte, in welchem er sich befände, und wollte seine letzten Empfindungen doch noch in das Herz seines Freundes ausschütten.

Durch sein vielfältiges Bitten und Thränen erhielt er also von dem Stockmeister ein wenig

nig

nig Dinte, Feder und Papier: da er denn nachfolgenden Brief an seinen Freund schrieb.

„ Erzittere, liebster Sylverio, ja erzittere über das grausame Schicksal, welchem „ ich unterworfen bin, und über den tödtenden „ Streich, welcher demselben ein Ende machen „ wird. . . . Man klagt mich an, ich hätte „ den Pedrarias ermordet, und, damit man „ mich auf das allergreulichste beschuldigen „ möchte, ihn noch darzu beraubt. = = Dein „ unglückseliger Freund wird also nicht länger, „ als noch vier Tage leben, und sein Leben auf „ der Blutbühne beschliessen. Das Sonnenlicht, welches durch die starken eisernen Gitter von diesem abscheulichen Orte zurück gehalten wird, und meine Augen kommen nur „ mir, bey der Verfassung dieses Schreibens, „ nicht so wohl zu statten, als mein Herz, welches mir die Hand führet, indem ich diese „ Zeilen aufsetze; und eben diese Hand ist über „ dieses noch zu sehr mit Ketten beschwehret, „ daß ich sie unmöglich ungehindert bewegen „ kann . . . Komm demnach, liebster Sylverio. = = = und drücke mir die Augen zu ... „ Denn, von dem Leben empfinde ich nichts „ weiter, als nur, in so fern ich mit dir verbunden bin. = = = Deine Gegenwart wird „ diese Verbindung zwar auflösen, aber ihr „ nicht den völligen Garaus machen. = = Sie „ wird mir die Angst des Todes lindern. . . „ und mich stärken, und mich stärken, daß ich

„ die Schande eines gewaltsamen Todes ertra-
„ gen kann. . . ja ich, Sylverio! = = = = ich
„ muß eines schändlichen Todes sterben! und
„ wie ein Verbrecher abgethan werden! Ist
„ es dir wohl möglich, eine solche Vorstellung
„ zu erdulden? Denn diese verursachet mir die
„ allerunausstehlichste Quaal. Ich soll unter
„ den Menschen ein verfluchtes Denkmal zu-
„ ruck lassen, da ich sie doch die ganze Zeit mei-
„ nes Lebens aufrichtig geliebt habe! Alle die-
„ jenigen Unglückseligen, mit welchen ich ihr
„ Elend getheilt habe, werden sich der Wohl-
„ thaten schämen, die ich ihnen mit so vielem
„ Vergnügen erwiesen habe! = = = Ach! wer-
„ thester Freund, verweile ja nicht, so gleich
„ zu mir zu eilen. Denn das Herz will mir
„ zerspringen, wenn es an die Wohlthaten
„ denkt, die ich dir zu verdanken habe. = = =
„ Komme demnach zu mir, die letzten Beweise
„ davon zu empfangen, und laß mir die letzten
„ Merkmale deiner Zärtlichkeit angedeihen.
„ Weiter verlange ich nichts: denn dieses ist
„ der einzige und sehnlichste Wunsch deines
„ unglückseligen

Henriquez von Farillas.

Indessen forderten die Anverwandten des Pedrarias und des Commendanten von Siguenza, mit welchen sich Pedrarias bald zu verschwägern gedacht hatte, nichts als lauter Rache; und drungen die Richter mit aller Macht, das Urtheil zu sprechen. Denn die Abwesen-

heit

heit des Henriquez, der Tag, an welchem Pedrarias ermordet war, die schleunige Rückkehr jenes, sein gegebener Befehl, die Hausgeräthe zu verkaufen, die Anstalten zu seiner Flucht, ohne zu sagen, wo er hin wollte, und alle diese Umstände seines ganzen Betragens, schienen eben so viele Beweise zu seyn, daß er den Mord und Raub begangen hätte. Er kam also zum zweyten male ins Verhör; sein abscheulicher Zustand, und die Verzweifelung, daß er den Sylverio nicht sprechen konnte, bewogen ihn, den Tod lieber einem so elenden Leben vorzuziehen. Er sagt also abermal, daß ihm die Todesstrafe gar nicht schrecklich sey, und so gleich verdammet man ihn, den Tod auf der Blutbühne zu leiden.

Der betrübte Tag seiner Hinrichtung kam also heran. Die ganze Stadt war begierig, ein Augenzeuge davon zu seyn. Die Reichen und Boshaften stelleten sich seinen Tod als ein angenehmes Schauspiel ihres Eifers und Hasses vor. Den Armen stunden die Thränen in den Augen, kamen auch herbey, und zweifelten, ob ein so gutthätiger Mann auch wohl auf einige Weise schuldig seyn könnte. Die Faullenzer wollten auch, zum Theil aus Trägheit, zum Theil aus Neugierde, Zuschauer abgeben.

Henriquez erschien, der Pöbel versammelte sich in unsäglicher Menge um ihn her, und glich den Wellen des Meeres, wenn sie von einem

entsetzlichen Sturme bewegt werden. Jedermann wollte den Verbrecher sehen; die unausstehliche Quaal der Gefangenschaft hatte indessen diejenige Heiterkeit seiner Stirne und die glänzenden Strahlen einer unschuldigen Seele noch nicht vertilgt: die blasse Farbe des Gesichts, die magern Gebeine und sein matter und langsamer Gang, zeigten nur blos von einem ausgemergelten Körper.

Henriquez war nunmehro nicht weiter, als ohngefehr zwanzig Schritte, von dem klaglichen Schauplatze seines Todes entfernt, da sich mit einem male ein Gemurmel unter den Zuschauern erhob. Die Worte Gnade! Gnade! er ist unschuldig! erschalleten in aller Ohren, und setzten die Gemüther aller und jeder in Erstaunen. Jedermann sahe nach der Gegend hin, wo diese unerwarteten Töne gehöret wurden. Man sahe einen jungen Mann sich durch die Menge Volks hindurch drängen, welcher eben diese Worte wiederholete, und aus allen Kräften zu der Blutbühne lief. Hinter ihm folgte von ferne eine alte Frau mit Weinen und Schluchzen, welche unaufhörlich rief: ach mein armes Kind! ach er geht zum Tode! Dieser Auftritt machte einen jeden aufmerksam, so, daß es durchgehends sehr stille war.

Als nun der junge Mann zu dem Henriquez gekommen war, so fiel er ihm um den Hals, und sagte mit einer von Wehmuth erstickten Stim-

Stimme: verzeihet, mein liebster Herr; denn ich bin derjenige, welcher euch in diesen Zustand gesetzt hat. Ich habe den Pedrarias getödtet. Ihr, Silverio, antwortete Henriquez? Den Augenblick belegte man den Sylverio mit Ketten, und führete ihn mit dem Henriquez vor Gericht, wo er verhört wurde. Ja, meine Herren, antwortete er mit einer gesetzten Mine; bald hätten sie einen unschuldigen hinrichten lassen. Wenn Pedrarias gestorben ist, so hat ihm niemand anders das Leben geraubt, als ich. Denn ich begegnete ihm vor acht Tagen, ganz allein, nicht weit von seinem Landgute. Ich wollte ihn belehren, daß eben der Henriquez von Farillas, den er so hart beleidiget hatte, ein sehr rechtschaffener und tugendhafter Mann sey. Allein, er schalt mich darauf selbst auf das boshafteste; seine Raserey gieng so weit, daß er mich zwang, den Degen, zu meiner Vertheidigung zu ziehen, und ich verwundete ihn. Was aber den Raub anlanget, den man an ihm begangen haben soll, so bin ich an demselben vollkommen unschuldig. Hierauf begab ich mich zu meinen Angehörigen, nicht weit von Ossuna, um sie zu besuchen, und zugleich vor den Henriquez eine Wohnung zu miethen, weil ihm der Aufenthalt in dieser Stadt abscheulich geworden war. Ich setzte meinen Weg ohne die geringste Unruhe fort, weil ich von keinen Gewissensbissen etwas wußte. Ehe gestern aber hörete ich, daß Henriquez angeklagt sey, als hätte er den Pedrarias ermordet und beraubt:

weswegen man ihm denn das Leben abgesprochen habe. Aus dieser Ursache bin ich sogleich hieher geeilet; meine Mutter aber, welche mir durchaus folgen wollte, hat mich unter Weges ein wenig aufgehalten. Sehen sie, da steht sie, und wird ihnen die Wahrheit sagen, daß = = Ja, ja, rief diese höchst betrübte Mutter: er ist ein sehr ehrlicher Junge; und es ist ihm unmöglich, etwas Böses zu thun. = = = Seine Herren haben ihn jederzeit sehr lieb und werth gehabt. = = = Mehr konnte sie nicht hervor bringen, sondern fiel in eine Ohnmacht. = = = Meine Herren, erwiederte hierauf Henriquez, Sylverio sagt die Wahrheit; allein, er verhelet ihnen, daß er den Pedrarias meinetwegen getödtet hat. Denn seine ausnehmende Liebe und die Freundschaft, die ich gegen ihn hege, haben seine Faust gegen einen Mann geführet, welcher sich als meinen Feind erkläret hatte. O! würde wohl Sylverio den Pedrarias jemals kennen gelernt haben, wenn ich nicht die Ursache gewesen wäre? Ich bin also schuldig das Verbrechen des Todtschlages zu büssen. = = Ihr, liebster Herr! Nein, meine Herren, niemand in der Welt hat mich anders zu diesem Todtschlage bewogen, als mein Unwillen und Zorn. = = Nehmet, nehmet so gleich dem rechtschaffenen Manne seine Kette ab! Denn glaubet ihr wohl, daß er jemals gerathen hätte, Rache und Mord zu üben? = = Aber, mein liebster Sylverio, ich habe dir das Leben zu verdanken: allein ich habe bereits lange genug

ge-

gelebt = = = = ist es wahr, daß du den Tod verdient hast, so laß ihn mich an deiner statt erdulden: = = = denn ich habe ja schon seine ersten Streiche gefühlt = = = und mein Herz wird wenigstens die Zufriedenheit haben, daß ich meiner Schuld gegen dich quit werde.

Die Richter und übrigen Umstehenden wurden von Verwunderung und Mitleiden gerührt, bemüheten sich umsonst, ihre Thränen zurück zu halten, und dieser edelmüthige Streit versenkte seine Rührungen in die innersten Winkel des Herzens. Die beyden Angeklagten hielten einander steif und fest in den Armen, die Thränen flossen ihnen über die Wangen, und ein jeder von ihnen erwartete in einem tiefen Stillschweigen ein seinen Wünschen gemässes Urtheil.

Die Richter aber unterdrückten mit Gewalt die Stimme ihres Herzens, und achteten blos auf den Ausspruch der Gesetze; diese aber erkennen einem jedweden Todtschläger ohne Unterscheid die Todesstrafe zu: obgleich keine Gesetze jemals tugendhafte Personen zum Tode verurtheilen können. Nichts desto weniger wird dem Sylverio das Todesurtheil gesprochen, Henriquez aber wieder frey gelassen. Nun mußte man alle Gewalt anwenden, ihn wieder aus den Armen seines Freundes zu ziehen. Umsonst erbot er sich, die Hälfte seines ganzen Vermögens für sein Leben zu geben. Sondern er

wurde

wurde so gleich den folgenden Tag, mit vieler Reue der Richter, und zur Schande der Menschheit, abgethan.

Die zärtliche Seele des tugendhaften Henriquez hatte so wohl in seiner Gefangenschaft, als durch die Betrübniß über den Verlust seines unschätzbaren wahrhaftigen Freundes, zu viel erlitten, als daß sie diesen harten Streichen nicht hätte unterliegen sollen: Kurz, Henriquez überlebte seinen Sylverio nur noch wenige Tage, und vermachte sein ganzes Vermögen den Anverwandten seines Freundes.

Als nun noch in eben dem Jahre einige Strassenräuber am Leben gestraft wurden; so gestunden diese zuvor, daß sie auch den Pedrarias, als er sich, wegen der in die Schulter empfangenen Wunde, stark verblutet, gefunden, ihn ermordet und ihm alle seine Kostbarkeiten abgenommen hätten.

Montaleb und Lela,

oder

das eines bessern Schicksals würdige

Ehepaar:

Eine Begebenheit aus der africanischen Geschichte.

Wenn allenthalben, wo es Menschen giebt, zugleich mit ihnen Geitz, Aberglaube, Grausamkeit und die abscheulichsten Laster wohnen, so trift man dennoch unter ihnen, obgleich in der That ziemlich selten, solche rechtschaffene Personen an, welche durch den Eifer in der Tugend, die Liebe zum Vaterlande und das Bestreben nach der wahren Ehre, sich über andere Menschen und alle diejenigen kläglichen Leidenschaften erheben, welche die Menschheit verunehren; auch verdienen ihre Namen allerdings Hochachtung und erstrecken ihren Glanz durch die dicke Finsterniß vieler Jahrhunderte, ja sie unterscheiden sich in den Geschichten ewig. Ihnen also, meine so sehr gesitteten Völker, widme ich die folgende Geschichte; ihnen, die sie über die Grösse ihrer Erkenntniß so sehr stolz sind, und daher mit verachtenden Minen auf diejenigen Völker sehen, welche nicht mit einem solchen äusserlich artigen Scheine, einer so ausstudirten Freundlichkeit, und einer Menge von Höflichkeitsverbeugungen, mit einander umzugehen

gehen wissen, woraus sie so viel Wesens machen, vermuthlich, weil dieses die angenehmen Farben sind, mit welchen sie die Neigungen ihrer verderbten Herzen so künstlich anzustreichen wissen. Ein Africaner, welchen ihre Eitelkeit gemeiniglich für einen wilden Menschen hält, soll ihnen gegenwärtig, durch sein Betragen, Lehren der Großmuth und eines edlen Herzens vorschreiben. Diese werden nicht von der Art seyn, daß sie zu solchen Heldenthaten aufmuntern, dergleichen sie gemeiniglich lasterhaften Personen beylegen, welche durch nichts berühmt geworden sind, als weil sie die Erde verwüstet, und deren unrechtmässige Eroberungen dem menschlichen Geschlechte ganze Ströme von Blut gekostet haben; sondern zu denen, welche aus der Vereinigung der Fähigkeiten und Bescheidenheit zugleich entspringen, welche mit der wahren Klugheit einer zärtlichen ehelichen Liebe, mit dem Eifer, seine Pflichten ohne dem geringsten Eigennutz zu erfüllen, verbunden sind; endlich zu solchen Heldenthaten, welche den Inbegrif aller Tugenden überhaupt ausmachen.

Zu den Zeiten, in welchen die Portugiesen das Kreutz in der einen und in der andern Hand das Schwerd trugen, und nicht so wohl die Absicht hatten, die Lehre des Evangelii und ihre Herrschaft auszubreiten, als vielmehr ihrem Geitze ein Genüge zu leisten, hatten sie sich eines Theils der africanischen Küsten, welcher die Provinz Dukela in dem Königreiche Maroc-

Marocco ausmacht, bemächtiget. Hier besaßen sie den Haven Safi, und hatten nächst diesem verschiedene Festungen angelegt, unter welchen sich Magazan befand, aus welcher nachher eine ansehnliche Stadt geworden ist, die darzu vornehmlich diente, ihre gemachte Eroberungen desto besser zu behaupten. Das Bestreben nach Eroberungen ist eine eben so gefährliche Krankheit des Geistes, als der Geitz, welcher durch beständiges Zusammenscharren der Goldklumpen ernähret und gestärkt wird. Eben diese Bewandniß hat es auch mit dem Eroberungsgeiste: so bald ihm nur etwas in die Augen fällt, was seiner Habsucht anstehet, so wird er so gleich in Flammen gesetzt und bekommt neue Gewalt.

Die Portugiesen bemüheten sich unaufhörlich, ihre Eroberungen zu erweitern, bald geschahe es durch die Gewalt der Waffen, bald brauchten sie die sanften Lehren der Religion, oder auch die Handlung darzu. Als kluge Staatsleute machten sie Bündnisse mit den Scheicks oder Fürsten des Landes, tractirten sie anfänglich als ihre Freunde, stunden ihnen wider ihre Feinde bey, und machten endlich den Beschluß damit, daß sie ihnen Tribut erlegen mußten. Auf eben diese Weise hatten sie sich im Jahre 1515. gegen verschiedene Scheicks, Mauren und Araber auf den Küsten von Marocco betragen.

Der

Der Scheick von Embran, dessen Fürstenthum etwan 15 bis 20 Meilen von Safi entfernet lag, sahe mit eben so vieler Unruhe als Unzufriedenheit die Sclaverey seiner Nachbarn an, und eben so wohl diejenigen Ketten, welche man seinen Unterthanen schon bereitete. Diese hingegen waren vor ihren Fürsten besorgt, welcher ihre ganze Glückseligkeit ausmachte: sie stelleten ihm vor, wie man allerdings darauf denken müßte, den Portugiesen zu begegnen, welche sich in keiner andern Absicht fest setzten, als um sie allerseits unter das Joch zu bringen. Sie schwuren also auf ihren Coran, daß sie auch den letzten Blutstropfen für die Vertheidigung ihres Vaterlandes und der Religion nicht sparen wollten.

Dieser Scheick, Namens Montaleb, war ein Herr von dreisig Jahren, von Person wohl gewachsen, einem majestätischen Ansehen, unerschrockenem Muthe und vieler Klugheit, welches er in vielen Treffen mit den Portugiesen sattsam bewiesen hatte: denn diese hatten ihm niemals etwas von seinen Ländern abnehmen können. Gegen seine Unterthanen hegte er eine ganz ungemeine Liebe, besaß einen vorzüglichen und aufgeklärten Verstand: so, daß er für den allervollkommensten Fürsten in ganz Africa gehalten wurde. Weswegen aber seine Person vorzüglich hochgeschätzt wurde, war die Leutseligkeit; edle Gemüthsart, und die Hoheit

heit des Geistes überhaupt, welche seinen Character ausmachten.

Die Vorstellungen seiner Unterthanen hörete er mit der grössesten Gütigkeit, und nahm den Eid, mit welchem sie ihre Liebe gegen ihn und den Eifer für das Vaterland bewiesen, mit der größten Erkänntlichkeit an. Eine heftige Leidenschaft, welche unvermuthet in ihm aufstieg, machte, daß er seiner Antwort noch nachfolgendes beyfügte, weil die Gefahr wegen der Portugiesen doch noch nicht so nahe wäre: so wollte er, ehe er sich noch wider sie rüstete, sich erst eine Gemahlin nehmen, damit er von derselben Erben und das Vaterland mehrere Vertheidiger erhalten möchte. Sogleich bezeigte die ganze Versammlung mit ihrem allgemeinen Zurufe ihre Zufriedenheit; ein jedweder gieng wieder nach Hause und freuete sich über diese angenehme Neuigkeit.

Lela die Tochter des Hassan, eines Anverwandten des Montaleb und benachbarten Fürsten, dessen Länder an dieses seine gränzten, war diejenige Prinzessin, welche sein Herz gerührt hatte. Ihre Schönheit, Jugend, Aufrichtigkeit des Herzens, Sittsamkeit, folgsame Gemüthsart und Lebhaftigkeit des Geistes gaben ihr einen ungemeinen Vorzug vor allen Personen ihres Geschlechts. So viele Tugenden wären ja allerdings vermögend gewesen, die allergleichgültigste Mannsperson zu entzün-

den, um wie vielmehr einen Montaleb, welcher das zärtlichste Herz von der Welt hatte. Auf gleiche Weise hatten auch seine Tugenden die zärtlichsten Eindrücke in das Herz der Lela gemacht. Eine angenehme Uebereinstimmung der Gemüther also, welche von beyden Seiten gleich würksam war, hatte ihre beyderseitigen Herzen also schon gefesselt, ehe sie noch einmal einander ihre Neigungen offenbaret hatten.

Ein jedweder Besuch, welchen der Montaleb seiner Anverwandte abstattete, druckte denjenigen Pfeil, welchen der Gott der Liebe ohne dem schon in seiner Brust versenkt hatte, noch immer tiefer in sein Herz hinein. Die Ungewißheit desjenigen Glückes aber, welches er hoffete, und das sehnliche Verlangen, es zu verdienen, verursachten eine gewisse Art der Furchtsamkeit in ihm, welche seine Liebe noch nicht überwinden konnte. Als er nun einsmals den Hassan besuchen wollte, so traf er daselbst zween Gesandte an, welche jenen eben um die schöne Lela, vor den Nacer, einen Sohn des Scheick von Gher, eines sehr mächtigen und ansehnlichen Herrn, angesprochen hatten. Ohne, daß nun der Hassan die Prinzessin versprochen hatte, so erklärte er sich auf eine sehr verbindliche Art, daß er seine Tochter nicht zu einer Verbindung bereden, viel weniger sie zwingen, sondern ihr die Freyheit lassen wollte,

te, sich einen Gemahl nach ihrem Belieben zu wählen.

Als nun Montaleb diese Nachricht erhielt, so wurde er mit einem male bestürzt und ließ sich blos von seiner Leidenschaft regieren. Er hätte die Lela von dem Hassan erhalten können, wenn er ihn nur um sie angesprochen hätte, weil ihn dieser zärtlich liebte; vermöge derjenigen Zärtlichkeit aber, welche gemeiniglich empfindlichen Seelen eigen zu seyn pflegt, wollte er ihren Besitz niemanden anders zu verdanken haben, als ihrer Neigung einzig und allein. Er gieng also hin, um zu sehen, wo er sie antreffen könnte. Weil er nun ein Anverwandter war, so hatte er um desto eher einen Zutritt, als sonst, wegen derjenigen harten und unanständigen Gewohnheit üblich ist, vermöge welcher man die Tugend des schönen Geschlechts nichts anders als mit Fesseln, Schlössern und Riegeln verwahret wissen will; ohngeachtet dergleichen Verfahren in den dasigen Gegenden nicht gewöhnlich war. Er näherte sich ihr also mit einer gewissen Annehmlichkeit, und redete sie in folgenden bescheidenen Ausdrücken an.

„ Schon seit langer Zeit, liebenswürdige
„ Lela, bete ich Sie in dem Innersten meines
„ Herzens an. Die Besorgniß aber, Ihnen
„ zu mißfallen, hat bisher dieses mein Ge-
„ ständniß zurück gehalten, ungeachtet die Zun-
„ ge alle Augenblicke bereit war, Ihnen meine
„ Liebe zu offenbahren. Heute aber, da ich

„ erfahren, daß der Scheick von Gher Sie
„ vor seinen Sohn verlangt, komme ich in ei-
„ ner Bestürzung der äusserſten Zärtlichkeit zu
„ Ihnen, um mein Herz, Vermögen und al-
„ les, was ich besitze, zu Ihren Füssen zu legen.
„ Ob ich gleich versichert bin, daß ich, wegen
„ der Gewogenheit, welche Ihr Herr Vater
„ Hassan gegen mich hegt, den glücklichſten Er-
„ folg zu erwarten habe, welchen meine Nei-
„ gung nur wünschen kann; so schwöre ich Ih-
„ nen hiermit auf das Wort unsers göttlichen
„ Propheten, daß mich der Besitz Ihrer un-
„ schätzbaren Person niemals glückselig machen
„ wird, als wenn ich denselben Ihren eignen
„ Herzen zu verdanken habe: und daß dieses
„ Herz, wenn es anders der Zärtlichkeit erge-
„ ben ist, sich gegenwärtig erklären wolle, wel-
„ chem es den Vorzug gönnet, meinem Ne-
„ benbuhler oder mir. Vor Ihre Wahl wer-
„ de ich eben so viel Hochachtung hegen, als
„ ich Ihre Person liebe. Achten Sie mich
„ aber als Ihren Gemahl werth; so seyn Sie
„ versichert, daß ich ausser Ihnen niemals ein
„ anderes Frauenzimmer lieben werde.„

Die schöne Mohrin, welche über diese Er-
klärung eben so bestürzt, als ihr dieselbe ange-
nehm war, stund einige Augenblicke ganz stille,
ohne ein Wort zu reden, und wurde theils von
dem Vergnügen, daß sie von einer Person ge-
liebt wurde, welche ihr Herz schon längst als
liebenswürdig erachtet hatte, eben so sehr ge-
rührt

rührt, als von der Schamhaftigkeit, ihm eben so frey zu antworten, als er sie angeredet hatte. Ihre Stellung, angenommenes Wesen und Minen redeten zwar allerseits zum Besten des Montaleb und machten ihm die angenehmste Hofnung; allein Unschuld, Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, als die gewöhnlichen Gefährten der zärtlichen Jugend machten, daß die Lela ein tiefes Stillschweigen beobachtete. Zweifeln Sie also an der Aufrichtigkeit meiner Neigung, fuhr der Prinz in einem etwas wehmüthigen Tone fort, so ist nichts in der Welt, was ich nicht zu thun bereit bin, um Sie hiervon zu überzeugen. = „Ach! vortreflicher Montaleb, sagen Sie doch dieses nicht: denn es „ würde ja eine Beleidigung gegen Sie seyn, „ wenn ich von Ihrem Herzen eine Verstellung „ argwöhnete. Was das meinige anlanget, so „ bekenne ich Ihnen hiermit aufrichtig, daß „ dasselbe zwischen Ihnen und dem Nacer einen solchen Unterscheid macht, welcher Ihnen „ vollkommen vortheilhaft ist. Denn Ihre „ Verdienste rühren mich, und ich habe von „ je her gewünscht, daß Sie Achtung gegen „ mich hegen möchten. Es würde also ein „ Glück vor mich seyn, wenn ich zu Ihrer Zufriedenheit etwas beytragen könnte. Gehen „ Sie also zu meinen Aeltern; und es wird „ ein ausnehmendes Vergnügen vor mich seyn, „ wenn dieselben mit den Wünschen meines „ Herzens überein stimmen. Wenn ich ja noch „ etwas wissen möchte, so würde es dieses seyn,

„ daß ich Ihrer Person würdiger wäre, um
„ diejenige Treue und Beständigkeit zu verdie-
„ nen, die Sie mir jetzt eben versprechen. „

Der glückselige Montaleb, welcher vor Liebe und Vergnügen ganz ausser sich war, eilete so gleich zu ihrem Vater, welcher ihn auch sehr gern als seinen Schwiegersohn auf- und annahm, und ihm sagte, es wäre allein seine Schuld, daß er es nicht längstens wäre. Hierauf begab sich Hassan zu den Gesandten des Gher, gab ihnen mit der geziemendsten Anständigkeit, abschlägige Antwort, welche aber Gher als eine Beleidigung annahm, und nur eine Gelegenheit erwartete, da er sich rächen könnte.

Das Beylager wurde wenige Tage darauf mit aller derjenigen Pracht vollzogen, mit welcher dergleichen Feyerlichkeiten unter Prinzen begangen zu werden pflegen: Kurz, es schien, als wenn Tapferkeit und Majestät sich mit der Annehmlichkeit und Schönheit vermählet hätte. Die Marabus oder Wahrsager bey Hofe, prophezeiheten, daß das angehende hohe Ehepaar eben so glückselig seyn würde, als es sich vor einander schickte, in dem sie vor einander gleichsam ausgesucht zu seyn schienen: denn diese beyden Personen waren unstreitig diejenigen in der ganzen Gegend, welchen die Natur alle ihre Vollkommenheiten gleichsam zugewendet hatte. Allein, sollte man sich wohl auf dergleichen Prophezeihungen verlassen können?

In-

Indessen breiteten sich die Portugiesen unvermerkt immer mehr in dem Innersten des Landes aus, und zogen verschiedene Scheicks auf ihre Seite, welche sich der Unterthänigkeit des Scherifs von Marocco zu entziehen suchten.

Dieser Monarch, welcher für einen Nachfolger der ehemaligen Stadthalter des Mahomet gehalten wurde, stund unter den africanischen Mahometanern damals in einem Ansehen, welches sich theils auf seine weltliche Macht wendete, die sich über eine grosse Anzahl kleiner Staaten erstreckte, von welchen er Tribut erhielt, theils auf die Hochachtung, welche das Volk allen denen, ohne weitere Untersuchung, angedeihen läßt, welche sich als göttliche Gesandten oder deren Stadthalter ausgeben. Er wurde daher aus einem doppelten Grunde aufgebracht, weil er so wohl sahe, daß seine Unterthanen ihm untreu wurden, als auch, weil die Portugiesen viele Eroberungen machten: ohne zu erwägen, daß sein Eifer für die Lehre des Mahomet eben so sehr darunter litte, als sein Nutzen, in dem er sahe, daß einige Scheicks statt des Coran, das Evangelium angenommen hatten.

In diesen bedrängten Umständen ließ er denjenigen Scheicks, die ihm noch getreu geblieben waren, die Gefahr wissen, in welcher sich die Bekenner der mahometanischen Religi-

on und deren Freyheit überhaupt befände. Er lud sie daher ein, seine Absicht, die er so wohl wegen Bestrafung der Aufrührer als Vertreibung der Europäer von den africanischen Küsten gefaßt hätte, zu unterstützen. Seine Ungedult konnte aber nicht so lange warten, bis alle Bundesgenossen bey einander waren; sondern er marschirte mit den Truppen, die er in der Geschwindigkeit zusammen gezogen hatte, gieng auf die abtrünnigen Schericks, ohne, daß sie es sich versahen, los, brachte sie in Unordnung, und ließ deren verschiedene am Leben strafen.

Anstatt nun, daß er seinen Sieg hätte verfolgen sollen, so überließ der gute Scherif seinen Truppen, zu einer Belohnung für ihre bewiesene Tapferkeit, die Wohnungen der überwundenen Feinde ohne Unterscheid, und begieng bey dieser Gelegenheit eben den Fehler, welchen Hannibal zu Capua gemacht hatte.

Als nun die Portugiesen erfuhren, daß ihre Bundesgenossen eine harte Niederlage erlitten hatten, wie auch, was man vor eine unangenehme Absicht gegen sie hegte; so zogen sie in aller Geschwindigkeit ein ansehnliches Corps frischer Truppen zusammen, giengen auf die zerstreueten Feinde los, machten sie guten theils nieder, und es büssete so wohl der Scherif, als dessen Sohn, auf dem Schlachtfelde das Leben ein. Der Rest, welcher auf den Dörfern zer-

zerstreuet war und im Ueberflusse lebte, zog sich in aller Geschwindigkeit wieder zusammen und machte sich in guter Ordnung aus dem Staube.

Indessen war es weit gefehlt, daß der gedachte Verlust dieser kleinen Armee, welche sich täglich verstärkte, allen Muth hätte benehmen können; vielmehr wurden alle Scheicks dadurch nur desto mehr angefeuret, die erlittene Unehre wegen der verlohrnen Schlacht, wieder gut zu machen und den Tod ihres Scherif zu rächen. Das Gerücht von dieser Begebenheit verbreitete sich alsbald durch das ganze Reich, und die Schericks, welche bisher noch treu geblieben waren, erhielten Befehl, sich in aller Eile zu versammeln. Die Hadgis, (a) Marabus und Santons (b) verbreiteten sich durchgehends an den Küsten so wohl als nach allen Seiten, läuteten, in der gewöhnlichen abergläubigen Absicht, die Sturmglocke, schwenkten die Fackel der Schwärmerey, und predigten folgender massen: „Die hungrigen Hunde wollen ge„ genwärtig die Schafe unsers göttlichen Pro„ pheten fressen, und diejenigen Länder einneh„ men, die er sich zum Sitze seines Ruhms

(a) Hadgi bedeutet so viel, als einen Heiligen: und ist ein Ehrentitel, welchen man denen beylegt, die eine Reise nach Mecca gethan haben.

(b) Die Marabus und Santons sind mahometanische Mönche, deren erstere in der Einöde als Einsiedler, die andern aber in Klöstern leben.

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0229
DFG

„ und der Ehre seiner heiligen Religion auser-
„ sehen hat, die ihm vom Himmel offenbahret
„ worden ist, u. s. w.

Der tapfere Montaleb, der sich bereits seit sechs Monaten allen denen Vergnüglichkeiten überlassen hatte, welche eine solche eheliche Verbindung nur gewähren kann, die die Liebe selbst gestiftet hatte, glaubte nunmehr, bald die Früchte dieser seiner glückseligen Verbindung zu erndten. Ehe er es aber vermuthete, so erhielt er den Entschluß des Scherif, dem er, den Vorschriften des Coran gemäß, gehorchen mußte, er wäre, als ein erfahrner Kriegsheld, darzu ausersehen, daß er, unter seiner Aufsicht, die Recruten in den Waffen sollte exerciren, besonders sie unterweisen lassen, wie sie den Säbel gebrauchen und mit dem Schießgewehre umgehen müßten. Es war also bereits alles zu seiner Abreise fertig, und die zärtliche Lela verließ ihn mit Betrübniß und thränenden Augen, als ein Sanson dem Montaleb die betrübte Nachricht von der Niederlage wie auch dem Tode der Scherifs brachte, und ihm anzeigte, wo die allgemeine Zusammenkunft der gesammten Reichsstände gehalten werden sollte.

Weil nun der mahometanische Mönch glaubte, der Scheick wäre etwas verzagt, schwach am Verstande und dabey leichtgläubig; so bemühete er sich, ihm auf folgende Art einen

nen Muth einzusprechen: „Mahomet, sagte er „mit einer angenommenen begeisterten Mine, „ist mir erschienen, und hat mir versprochen, „daß die Feinde seines Namens aufs Haupt „geschlagen werden sollen. Machen Sie sich „also geschwind auf, tapferer Scheick: denn „Sie sind derjenige, welchem diese heilige Ehre „vorbehalten ist, dasjenige Land mit ganzen „Strömen von dem Blute dieser nichtswür„digen Hunde zu überschwemmen, welches sie „uns abgenommen haben. Auf diese Weise „muß dasselbe wieder von der Entheiligung ge„reiniget werden, die sie damit vorgenommen „haben; so muß die Rache des Propheten „verewiget und allen denen ein ewiges Schre„cken werden, welche sich unterstehen, ihrem „Beyspiele zu folgen. Ist Africa einmal durch „euern Beystand von diesen Ungläubigen be„freyet, so wird es Sie ewig als seinen Er„retter preisen, und ihr Name = = = „ Mon„taleb fiel ihm in die Rede und antwortete „euer „Eifer ist zwar sehr löblich; allein auf eine „solche Art müsset ihr zu meinen Soldaten re„den. Gehet demnach zu ihnen hin, erzählet „ihnen alle diejenigen Gnadenbezeugungen, die „euch der Himmel hat angedeihen lassen, und „machet sie auf diese Weise beherzt, damit sie „siegen. Ich werde so gleich Morgen, bey „Anbruche des Tages, meinen Marsch antre„ten: denn ich habe noch eine Gemahlin zu „trösten, Befehle zu ertheilen, wie es in mei„nem Staate gehalten werden soll; mithin

kann

„ kann ich euch nicht länger hören. Die Pflich-
„ ten gegen mein Vaterland und den Heiligen
„ Propheten weiß ich; seyd übrigens versichert,
„ daß ich ihnen, nach allen meinem Vermö-
„ gen nachleben werde.„ Hierauf begab er sich
„ so gleich zu seiner geliebten Lela; der San-
„ ton aber gieng zu der Armee unter die Sol-
„ daten und verbreitete unter diesen das Feuer
„ seiner Begeisterung.

Als nun Montaleb bey der Versamm-lung mit seinen Truppen in guter Ordnung und vortreflich exercirt anlangte; so entstund mit ei-nem male nicht ein geringes Aufsehen aller An-wesenden, besonders in einer solchen Gegend, wo Unordnung und Verwirrung die ewigen Fehler bey den Kriegsheeren sind. Es schien der ganzen Versammlung nicht anders, als ob sie den Kriegsgott, an der Spitze einer Armee von Helden, und wie er zum Siege eilete, er-blickte.

Alle Scheicks setzten ihr Vertrauen auf seine Kriegskunst, beschwuren ihn so gleich, daß er den Kriegsplan entwerfen, ausführen und ei-nem jedweden vorschreiben sollte, wie er den Angrif thun müßte. Diese seine ihm anver-trauete Macht wendete Montaleb auch so wohl an, und seine Truppen hatten so oft und grosse Vortheile in verschiedenen Unternehmungen un-ter seinem Commando, daß die Portugiesen, nachdem sie allenthalben bis an die Küsten des

Mee-

Meeres, waren weggejagt worden, weiter nichts behielten, als ihre Häven und die kleinen Festungen, welche sie auf den Küsten angelegt hatten. Durch so viele glückliche Thaten erwarb Montaleb einen sehr grossen Ruhm, er wurde die Stütze der Mohren und das Schrecken der Europäer genannt.

Der Scheick von Gher, welcher deswegen des Montaleb beständiger Feind bisher gewesen war, weil ihm Lela ihre Gunst zugewendet, um die er sich vergebens beworben hatte, konnte es indessen unmöglich mit Gleichgültigkeit ansehen, daß derselbe die Siegspalmen mit den Myrten der Liebe so glücklich verband. Der Neid ergoß daher sein Gift in diejenigen Wunden, welche die Eifersucht bereits in seinem Herzen gemacht hatte: und fassete daher den grausamen Entschluß, die Lela ihrem Gemahle zu entführen, sie seinem Willen zu unterwerfen, und zu denselben zu zwingen.

Als er nun mit diesem niederträchtigen Vorhaben umgieng, so begab er sich zu den Dom Fernandez, welcher zu Safi Commendant war; und machte sich bey demselben durch Tractaten anheischig, daß er ihm binnen einem Monate des Montaleb Kopf liefern wollte, wenn er sechs hundert Mann zu den seinigen stossen, ihm alle Sclaven, die er bey dieser Unternehmung machen würde, lassen, und ihm die Hälfte des Montaleb Ländern zugestehen wollte.

Fer-

Fernandes, als er sahe, wie dieser Anschlag dahin gerichtet war, daß durch denselben entweder ein furchtbarer, oder auch vielleicht verwegner, welcher nicht weit von Safi ansehnliche Länder hatte, umkommen würde, ließ sich diesen Vorschlag sehr gern gefallen, und gab dem Nacer die verlangten sechs hundert Mann. Dieser suchte seine Bosheit ganz geheim zu treiben, gieng also wieder in sein Land zurück, legte seine Truppen in die Winterquartiere, und ließ die Portugiesen immer an der Spitze. Als er nun einmals seine Zeit abgewartet hatte, da die Lela zu ihrem Montaleb zu reisen pflegte, um ihm den Tribut ihrer Zärtlichkeit zu entrichten; so ließ er vier hundert Portugiesen ausmarschiren, sie mit sechs hundert von seinen Leuten unterstützen, und in das Gebieth des Scheick von Ambran einrücken; er selbst aber gieng in aller Stille zur Nachtzeit und durch einen Umweg mit den auserlesenen seiner Truppen und zwey hundert Portugiesen, auf die Hauptstadt los.

Montaleb ruhete indessen von seinen Siegen aus und hatte seine Leute aus einander auf ihre Dörfer gehen lassen; denn in diesen Ländern, wo der Despotismus herrscht, ist der blinde Gehorsam die erste und vornehmste Pflicht der Unterthanen, niemand ist auch davon ausgenommen, sondern gehalten, so gleich die Waffen zu ergreifen, als er den Befehl von seinem Herrn darzu empfängt. Er hatte also nur

eine

eine ganz schwache Besatzung in Ambran. Weil übrigens seine Gemahlin mit einem männlichen Erben nieder gekommen war, so war Montaleb nebst allen seinen Unterthanen darüber ungemein vergnügt. Man dachte auf nichts als eine so angenehme Begebenheit durch allerley öffentliche Lustbarkeiten zu feyern, als man eben die Nachricht erhielt, daß sich Portugiesen an den Gränzen zeigten.

Montaleb zog also seine Truppen geschwind zusammen, ermahnete sie, ihre gewöhnliche Tapferkeit zu beweisen und auf eben den verwegnen Feind dreist los zu gehen, welchen sie unter seiner Anführung bereits so oft geschlagen hätten.

Die Portugiesen, welche sich in demjenigen Dorfe, welches sie eingenommen, verschanzt hatten, erwarteten allhier die sechs hundert Mann ganz ruhig, die ihnen Nacer noch schicken sollte, thaten öftere Einfälle in das platte Land, und richteten allenthalben, wo sie hinkamen, ein greuliches Blutbad, Morden und Verwüstung an.

Montaleb, welcher darüber ganz in Verzweifelung gerieth, als er sahe, daß seine lieben Unterthanen von den Feinden, welche in ihren Verschanzungen steckten, so ganz ruhig niedergemacht wurden, wie auch, sich des Weges nach Ambran bemächtiget hatten, wo so wohl sein

sein Schatz verwahret wurde, als auch seine geliebte Lela, die er noch weit höher achtete, grif sie mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit an. Ob sie sich nun gleich durch ihre Kunst sehr befestiget hatten; so glückte es ihm dennoch, sie heraus zu schlagen, sie in die Flucht zu bringen, und zwar mit einem Verluste auf ihrer Seite von mehr als zwey hundert Mann. Indessen bedauerte der Sieger, daß er diesen seinen Sieg, mit einem Verluste von fünf hundert Mann hatte erkaufen müssen. Nichts desto weniger war es ihm lieb, daß er die Unruhe seiner Unterthanen gehoben und sie nebst seiner Familie wieder in Sicherheit gesetzt hatte. Er ließ also einen Theil seiner Truppen zur Vertheidigung derselben zurück, und gieng in aller Geschwindigkeit auf die Hauptstadt los.

Bis zu derselben hatte er nicht weiter zu marschiren, als eine halbe Tagereise, als ihm eben einer von seinen Leuten die Nachricht brachte, daß der Scheick von Gher, unter dem Beystande der Portugiesen, in Ambran eingerücket sey; daß er sein Schloß mit stürmender Hand angegriffen, es erobert, seinen jungen Prinz ermordet, die Gemahlin mit sich entführet und die Stadt an verschiedenen Orten angesteckt hätte. Montaleb wurde über diese Nachricht so bestürzt, daß er eine geraume Zeit ganz stille schwieg und nicht anders schien, als ob er erstarret wäre; endlich bemächtigten ihm Wuth und Verzweifelung seiner Seele dergestalt, daß er gleich-

gleichsam in eine Verzückung gerieth, und man wegen seines Lebens in Besorgniß gesetzt wurde. Als er sich wieder aus diesem heftigen Zufalle erholte, und ihm so wohl von der Zärtlichkeit gegen eine Gemahlin, die er anbetete, als der Liebe gegen seine Unterthanen, zugesetzt wurde; so stund er bey sich an, ob er so gleich diejenigen verfolgen, die ihm die Gemahlin geraubt hatten, oder zuvor seinen unglückseligen Unterthanen in der Hauptstadt Beystand leisten wollte.

Die Liebe gegen die Unterthanen behielt den Vorzug. Er eilte in möglichster Geschwindigkeit gegen Ambran, begab sich nach seinem Schlosse mitten durch eine Menge trauriger und klagender Unterthanen, welche um ihre Väter, Mütter und geliebten Kinder heuleten und wehklagten, die durch die Feuerflammen verzehret, welche den grausamen Feinden in die Hände gefallen waren, und mit einem grossen Geschrey um Beystand in ihrer Hungersnoth und übrigen Elende fleheten, von welchem sie gequälet wurden.

Dieser betrübte Anblick, nebst der Vorstellung, daß das Schloß seine allervornehmste Zierde verlohren hatte, presseten dem Montaleb die bittersten Thränen aus den Augen. Seine erste Sorge war also, daß er unter die armen Einwohner Waitzen, Hirse und türkisch Korn austheilen ließ, die es nöthig hatten. Nachher trat er mitten unter sie, und redete folgender massen zu ihnen: „Liebsten Kinder,

„ sagte der unglückselige Scheick, „ euer Un-
„ glück geht mir eben so sehr zu Herzen, als
„ euch selbst, und mein Herz schwimmet in
„ blutigen Thränen, in dem ich den jämmerli-
„ chen Zustand betrachte, in welchen ihr gesetzt
„ worden seyd. Nimmermehr würde ich mich
„ trösten können, ja ich würde mich selbst als
„ den grausamsten Tyrannen anklagen, wo-
„ fern etwan mein Ehrgeitz, oder irgend eine
„ Ursache, die mich persönlich angienge, euch
„ dieses Unglück zugezogen hätte. Aber ...
„ ihr wisset es ja, wie ich zu eurer und unserer
„ heiligen mahometanischen Religion Verthei-
„ digung alle dasjenige Vermögen, Gaben
„ und Herzhaftigkeit angewendet habe, womit
„ mich der heilige Prophet begabt hat; und ich
„ bin auch in meinen Unternehmungen, durch
„ seine Gnade, glücklich gewesen. Unsere Fein-
„ de, welche bereits aufs Haupt geschlagen sind,
„ haben ihre Rache an meinem Fleische und
„ Blute abkühlen wollen. Sie haben mir meine
„ Gemahlin geraubt, die ich anbete; sie haben
„ meinen Sohn ermordet, auf welchen ich alle
„ meine Hoffnung setzte, und welchen ich so erzo-
„ gen habenwürde, daß ihr unter ihm dermaleinst
„ glückselig hättet leben können. Ihr, die ich
„ liebe, ihr meine Kinder, ihr seyd beraubt, eure
„ Wohnungen sind durch die Flammen des Feu-
„ ers verzehret und eure Brüder ermordet. Hier-
„ innen haben wir zwar die Rathschlüsse des
„ Himmels zu verehren; aber wir wollen es
„ nicht bey eiteln Klagen bewenden lassen. Un-
ser

„ ser heilige Prophet hat uns in unsern Unter-
„ nehmungen bereits vielfältigen Beystand ge-
„ leistet; es ist ja auch seine Sache, die wir
„ vertheidigen; mithin wird er uns auch un-
„ fehlbar zu Hülfe eilen. Lasset demnach alle
„ diejenigen, welche die Waffen führen kön-
„ nen, sich allhier versammeln, damit wir so
„ gleich eilen und den Feinden unsere Weiber
„ und Brüder wieder entreissen können, die sie
„ mit sich in die Sclaverey geschleppet haben.„

Diese Rede machte in die Gemüther der Einwohner von Ambran einen solchen Eindruck, daß sie dieselbe mit einem einhelligen Geschrey folgender massen beantworteten: „Unsere Kräf-
„ te sind zu Ihren Diensten, und wir sind be-
„ reit, Ihnen zu folgen.„ Montaleb machte sich diese Gesinnung zu Nutze, bestimmete so-gleich die Stunde zum Aufbruche, und ein jed-weder bewafnete sich, so gut er konnte.

Nacer hatte sich unterdessen bemühet, sich mit den Seinigen wieder zu der Armee zu zie-hen, welche an der Gränze stund; als aber die benachbarten Einwohner Nachricht erhalten hat-ten, daß er eingefallen war, so hatten sie die Waffen ergriffen, und ihn auf seinem Rück-marsche beunruhiget. Ferner war der Lela die gar grosse Geschwindigkeit des Marsches übel bekommen, und befand sich kränklich; der wil-de Nacer, welcher von ihrer Schönheit einge-nommen war, hatte sich also nicht entbrechen können, ihr einige Ruhe zu gönnen und die Truppen gleichfalls auf dem Marsche ein wenig

ausruhen lassen. Endlich hatte er auch eine Parthey von seinen Leuten voraus geschickt und überhaupt nicht mehrere bey sich behalten, als funfzig Portugiesen und eben so viele Mauren.

Montaleb war indessen von Hoffnung unterstützt, von Rache entbrannt, aus der Hauptstadt ausmarschiret und befand sich an der Spitze eines ansehnlichen Corps. Seine Ungedult aber konnte den langweiligen Marsch, welchen eine Armee nöthig hat, wenn sie gegen den Feind ziehet, unmöglich ausstehen, er nahm also 200 Mann Reuterey zu sich, auf die er sich verlassen konnte, und setzte dem Feinde in möglichster Geschwindigkeit nach, welcher lauter Spuren der Grausamkeit und Verwüstung zurück gelassen hatte. Durch diesen Anblick wurde des Montaleb Rache noch mehr aufgebracht. Als nun übrigens die Einwohner, welche sich bey der Annäherung der Feinde versteckt hatten, sahen, daß ihre Landesleute anruckten; so vereinigten sie sich mit diesen, und waren ebenfalls auf Rache bedacht.

Bald darauf wurde man durch eine dicke Wolke von Staub in der Ferne inne, daß diese von dem Marsche der feindlichen Reuterey verursachet wurde. Montaleb, welcher seinen Raub nicht gern aus den Händen lassen wollte, befahl also, etwas langsam zu reiten, damit die Pferde erst ein wenig verschnauben, und alsdenn desto hitziger auf den Feind los gehen möchten. Man gehorchte: der Augenblick, den er verlangte, nahete heran, und die Wuth der Tapfer-

pferkeit des Befehlshabers verbreitete sich durch die Gemüther aller seiner Leute. Das Geschrey, das Seufzen der Lela, welche ihre Vertheidiger erkannte, machte einen neuen Eindruck, welcher die Herzhaftigkeit nicht wenig anfeuerte.

Nacer fochte ganz verzweifelt; die Portugiesen folgten seinem Beyspiele, und die Mauren liessen es an ihrem Beystande eben so wenig fehlen. So bald Montaleb seinen Nebenbuhler erblickte, so eilte er auf ihn zu, versetzte ihm einen Hieb mit dem Säbel durch den Bund auf dem Kopfe und verwundete ihn leicht. Als der Scheick von Gher sein Blut sahe, so gerieth er in Wuth. Die beyderseitigen Truppen erstaunten über die Streiche, welche die beyden Kämpfer einander versetzten, und betrachteten sie beyde in aller Stille ganz genau.

Nacer war hurtig, leicht und wich durch seine Geschwindigkeit so wohl, als die Geschwindigkeit seines Pferdes, dem Säbel des Montaleb vielfältig aus, welcher auf seiner Seite die Streiche seines Feindes ebenfalls ablenkte und ihn zu verschiedenen malen die Schwere seines Armes fühlen ließ. Weil nun jener endlich sahe, daß mit allen seinen angewendeten Kräften nichts ausgerichtet wurde; so näherte er sich dem Montaleb auf eine so verwegne Art, daß dieser sich der bequemen Gelegenheit bedienen und ihm einen solchen Hieb über den Kopf versetzen konnte, wodurch derselbe völlig in zween Theile gespalten wurde. Nacer fiel darauf rückwärts auf sein Pferd, und das

Blut lief zu beyden Seiten an demselben herunter. Weil nun die Hand, welche den Zügel gefasset hatte, nicht mehr vermögend war, ihn zu halten, vielweniger das Pferd zu regieren; so fieng das Thier an zu springen, warf den Leichnam seines Herrn ab und lief in das Feld.

Als nun hierauf die Truppen des Montaleb ein grosses Freudengeschrey anhuben, so war dieses das Zeichen, den Streit unter den Truppen wieder anzufangen. Die Mauren, welche ihren Anführer verlohren hatten, zogen sich mit Bestürzung und Furcht in aller Geschwindigkeit zurück. Die Portugiesen wollten sich zwar stellen, allein, sie wurden gleich allen denjenigen, welche man nur ertappen konnte, in Stücken zerhauen.

Weil nun Montaleb zufrieden war, daß er seine Gemahlin, die er anbetete, wieder hatte, so befahl er seinen Leuten, daß sie den Flüchtenden nachsetzen sollten, und eilete zu der Sänfte, in welcher sich diese befand. „Ach! liebster Gemahl,„ rief sie mit lauter Stimme, und umarmte ihn auf das zärtlichste, „ich hatte Ihnen schon zuvor die allergrösseste Glückseligkeit „zu verdanken, die ich nur in meinem ganzen „Leben genossen habe, und nunmehro auch meine Freyheit! Ach! hätte mich das Schicksal „gleich in die Sclaverey gestürzt, so sollte mich „doch der Tod gewiß aus derselben errettet haben: und indem meine Seele zu dem hellen „Aufenthalte des Propheten gelanget wäre, so „würde sie doch daselbst dasjenige Vergnügen „wieder gefunden haben, welches sie bey Ihnen

auf

„ auf dieser Erde genossen hat. Aus dieser Woh-
„ nung würde sie sich täglich zu Ihnen herab ge-
„ lassen haben, um über Sie beständig zu wa-
„ chen, und Sie für alle diejenigen Gefährlich-
„ keiten zu schützen, wodurch Ihr Leben hätte in
„ Gefahr gerathen können. Tapferer Gemahl,
„ Ihnen habe ich es zu verdanken, daß ich noch
„ lebe! und ich will auch aus keiner andern Ur-
„ sache ferner leben, als um Sie zu lieben.„

-- „ Anbetenswürdige Lela, diesen Tag
„ rechne ich unter die allerglückseligsten meines
„ ganzen Lebens, weil ich an demselben so glück-
„ lich gewesen bin, Sie der viehischen Begierde
„ eines nichtswürdigen Racer zu entziehen: hun-
„ dert mal lieber würde ich gestorben seyn, als
„ daß ich mir dasjenige hätte entwenden lassen,
„ was ich in der Welt am allerliebsten habe.
„ Liebste Gefährtin in allen meinen Unglückselig-
„ keiten, lassen Sie uns dem heiligen Propheten
„ danken, daß er Sie so augenscheinlich errettet
„ hat. Wir dürfen nicht zweifeln, daß er uns
„ bloß Ihrer Tugenden wegen, einen solchen
„ Beystand hat angedeihen lassen. Kehren Sie
„ demnach glücklich wieder nach Ambran zurück,
„ und stehen denjenigen elenden Einwohnern bey,
„ welche unsere Feinde ins Elend versetzt haben.
„ Zeigen Sie den Unsrigen, daß wir ihre Ael-
„ tern und Versorger sind, und sie wie unsere
„ Kinder pflegen. Was mich anbelanget, so
„ werde ich mich abermal bemühen, die mir
„ von den Feinden zugefügte Schmach aufs
„ neue zu rächen.„

-- „ O nein! niemals werde ich mich von
„ Ihnen wieder trennen: denn Sie sind ja mein
„ Erretter und mein Herr; seyn Sie auch nun-
„ mehro zugleich mein Gemahl. Bey allen Ih-
„ ren Unternehmungen will ich Ihnen folgen,
„ mit Ihnen streiten, und Tod und Ehre mit
„ Ihnen theilen. Nein, nein, liebster Mon-
„ taleb, niemals will ich Sie wieder verlassen:
„ kommen Sie demnach mit mir wieder zurück
„ in die Hauptstadt. Sie lieben ja Ihre Un-
„ terthanen wie ihre Kinder; können Sie die-
„ selben nun wohl in die Gefahr setzen, ihren
„ Vater zu verliehren? Ist es nicht bereits Un-
„ glück genug, daß sie ihres Vermögens beraubt
„ sind? Setzen Sie demnach Ihre Rache bis
„ zu einer bequemern Zeit aus. Ach! ich weiß
„ nicht, was für eine Furcht meine ganze Seele
„ mit einem male wider meinen Willen über-
„ fällt. Eine traurige Ahndung verursachet mei-
„ nem Herzen eine unaufhörliche Angst. Ein
„ kalter Schauder fährt mir noch jetzt durch alle
„ Glieder, wenn ich an die schrecklichen Träume
„ gedenke, welche mich seit der Zeit, da ich in
„ den Händen dieser Scheusale gewesen bin, alle
„ Augenblicke wieder aufweckten, wenn ich nur
„ ein wenig eingeschlafen war. Denn es kam
„ mir vor, ich hätte Sie überwunden, mit vie-
„ len Wunden ermordet und in Ihren Blute
„ schwimmen gesehen. Ach! Liebster Montaleb,
„ hegen Sie noch einige Liebe gegen Ihre Gemah-
„ lin, so stellen Sie Sich einmal den Eindruck
„ vor, welchen dieser schreckliche Anblick in mein

Herz

„ Herz gemacht hat. Verachten Sie ja diese
„ Anzeige des Himmels nicht, wo mit er Sie
„ warnen will; sondern lassen Sie uns eilen.
„ Kommen Sie und lassen Sie uns in der Ein-
„ samkeit und entzückenden Regungen unserer
„ beyderseitigen Zärtlichkeit, unser vergangenes
„ Unglück vergessen und in Ruhe die unveränder-
„ lichen Rathschlüsse der göttlichen Vorsicht er-
„ warten. Die Götter der Liebe und Ehe wer-
„ den schon über die Beständigkeit unserer Glück-
„ seligkeit wachen. „

-- „ Wie! Lela! sind Sie diejenige, wel-
„ che mir einen so unanständigen Rath giebt,
„ daß ich fliehen soll? Sie, die Sie kaum ei-
„ nen Augenblick zuvor mit mir streiten und
„ sterben wollten! O schwache und leichtgläu-
„ bige Gemahlin! können Sie wohl im Ernste
„ nichtigen und betrüglichen Träumen Glau-
„ ben beymessen? Diese rühren aus keiner an-
„ dern Ursache her, als aus der irrigen Vorstel-
„ lung einer furchtsamen Seele. Was habe
„ ich denn zu befürchten, wenn mich Mahomet
„ schützet? Ist aber das Ende meines Lebens
„ nahe, so werde ich mich ja umsonst bemühen,
„ dasselbe weiter hinaus zu setzen. Seyen Sie
„ daher wegen dieser irrigen und ungegründeten
„ Furcht nur ganz ruhig, wenn Sie anders mei-
„ ne Person und meine Ehre gleich zärtlich lie-
„ ben. Und wenn Sie nächst diesem Neigung
„ gegen unsere Unterthanen hegen; so gehen
„ Sie zu ihnen und bemühen Sich, sie glück-
„ selig zu machen. Meine Pflicht aber erfor-

„ dert es, sie zu vertheidigen: und hierzu ist die
„ gegenwärtige Zeit die allerbequemste, die ich
„ nur wünschen kann. Denn derjenige Ver-
„ räther, welcher den Christen beystund, ist ja
„ durch meine Hand umgekommen, seine Trup-
„ pen sind zerstreuet und so in Furcht gesetzt,
„ daß sie sich nicht einmal unterstehen, sich zu
„ zeigen. Da sie nun zweymal bald nach ein-
„ ander geschlagen worden, so sind auch eben
„ dadurch die fremden Truppen sehr geschwä-
„ chet; mithin muß ich sie bis in ihre Häuser
„ verfolgen, und sie, wo möglich, unter dem
„ Schutte derselben begraben. Worauf ich
„ denn, meine zärtliche Lela, mit Siege gekrö-
„ net, Ihrer Reize ungleich würdiger wieder zu-
„ rück kehren, und alsdenn die Früchte Ihrer Zärt-
„ lichkeit und Tugend reichlich erndten werde.„
-- „ Wohlan, gehet grausamer und un-
„ dankbarer Gemahl,“ antwortete sie hierauf,
mit Seufzen, „verfolget denjenigen unglück-
„ seligen Sieg, welcher Eurem Herzen so rei-
„ zend ist. Das meinige ist bereits lange ge-
„ nug von derjenigen Liebe genähret worden,
„ die ihr ihm geschworen habt, wie auch von der
„ Glückseligkeit, die es in der Eurigen gefunden
„ hat; mithin kann es nunmehro schon dadurch
„ aufhören, indem ich von Euch getrennet wer-
„ de. Ach! ich empfinde es bereits mehr denn
„ zu sehr bey allen dem, was es gegenwärtig aus-
„ steht. Ich werde ja unglückselig genug
„ seyn, . . . wenn ich Euch nicht mehr sehe
„ . . . hierauf hemmete die Wehmuth mit
einem

einem male alle ihre Klagen und versenkte sie in eine tiefe Ohnmacht. Montaleb, welcher vor dieses mal das Verlangen, seine Unterthanen zu rächen, der Zärtlichkeit und dem Mitleiden vorzog, befahl seinen Sclaven, daß sie sie ganz sanft nach Ambran tragen, und ihr, so bald sie wieder zu sich selbst gekommen wäre, anzeigen sollten, sie würde mit nächsten Nachrichten von ihrem Gemahle erhalten.

Weil er nun ein Corps von 3000 Mann zu commandiren hatte; so fassete er den Entschluß, so gleich mit demselben auf Safi los zu gehen, weil er von dieser Stadt ohne dem nicht weiter als 7 bis 8 Meilen entfernt war.

Als nun die Portugiesen erfuhren, daß die Mauern anruckten, so waren sie in desto grösserer Furcht, weil eben ihr General Dom Fernandes gestorben war; so, daß sie nicht wußten, was zu thun war: ob sie den Feind in einer Stadt, welche nicht anders als nur mit Pallisaden befestiget war, erwarten, oder sich in die Festungen an den Küsten des Meeres ziehen sollten. Ohngeachtet nun ein Rath so gefährlich war, als der andere; so behielt doch der erstere den Vorzug. Weil man aber wegen der Ausführung dieses Vorhabens nicht völlig einerley Meinung hatte; so war man eben dadurch nicht wenig in Unruhe und Gefahr. Denn einige wollten, man sollte die Verhaltungsbefehle von dem portugiesischen Hofe erwarten, und indessen das Hauptcommando dem Dom Lopes von Bariga auftragen; die andern aber verlangten, Dom

Al-

Alphonsius, des Fernandes Schwiegersohn, sollte seinem Schwiegervater succediren. Während der Zeit aber, da man erwehnter massen mit einander disputirte, war die Stadt in der That ohne alle Vertheidigung.

Als nun die Mauern vor derselben anrückten, so war der Schrecken der Belagerten ziemlich allgemein, und zwar mehr der bevorstehenden Gefahr, als des allgemeinen Besten des Staats, wegen. Endlich wurden die beyden Partheyen in so fern einig, daß sie die ganze Besatzung, welche in 1200 Portugiesen und eben so vielen Schwarzen bestund, in zwey Corps theilen wollten, von welchen ein jeder der beyden Candidaten zu dem Commando der Truppen überhaupt, eins commandiren sollte.

So bald indessen der hitzige Montaleb die Stadtmauern von Safi erblickte, so verdoppelte sich alle seine Herzhaftigkeit und Stärke gleichsam: eilte mit vollem Marsche gegen die Pallisaden, um sich eine Oefnung durch dieselben zu machen. Sie konnten auch seiner Gewaltübenden Rachbegierde nicht lange widerstehen. Die Truppen, welche dem Beyspiele ihres Befehlshabers folgten, befanden sich auch gar bald in dem Verschlage nahe an der Stadt, setzten sich daselbst fest, worauf denn dieselbe von allen Seiten angegriffen wurde. Montaleb war einem Strome gleich, dessen Gewalt nichts aufzuhalten vermag; er zeigte sich allenthalben und zugleich durch die Spuren der Niederlage und Verwüstung, die er anrichtete.

Die

Die beyden portugiesischen Commendanten stutzten über die schleunigen Vortheile, welche der Feind erhielt, und wurden von lauter Verzweiflung regieret. Bariga eilte dahin, wo die Gefahr am größten war, das ist, wo Montaleb stritte. Dieser tapfere Maure schien dem portugiesischen Commendanten ein Gegner zu seyn, welcher ihm anständig wäre. Er gieng also auf ihn los, forderte ihn heraus, und Montaleb nahm die Ausforderung mit Vergnügen an. Der Sieg war lange unter ihnen zweifelhaft, weil beyde mit gleichem Muthe fochten; allein die beyden feindlichen Partheyen wurden so sehr mit einander Handgemein und geriethen untereinander in solche Verwirrung, daß die beyden streitenden Hauptpersonen von einander kamen. Die Mauern, welche immer weiter gegen die Stadt zurückten, umgaben endlich den Bariga so, daß ein ganzes Rott rund um ihn her stritte. Ja sie zeigten schon mit ihrem grossen Siegsgeschreye an, daß sie eben in Begrif wären, die Portugiesen, die sie in Gedränge hatten, ihren eiteln Aberglauben aufzuopfern, als Montaleb, da er die Gefahr des Bariga sahe, seinen Leuten mit den Worten zu rief: „ „ Ihr tapfern Gefährten in allen meinen Gefähr„ lichkeiten! schonet das Leben dieses Fremden, „ denn wegen seiner Tapferkeit verdient er, daß „ wir Hochachtung gegen ihn haben; und ein „ solcher Kriegsgefangener wie dieser, macht „ uns so viel Ehre, als wenn wir eine ganze „ Stadt gewinnen. Du aber tapferer Strei-

ter,

„ ter, „ sagte er zu dem Bariga, „ deine Be-
„ mühung ist gegen die Menge, die dich um-
„ geben hat, umsonst; gieb mir also deinen De-
„ gen; für dein Leben bin ich Bürge ..„ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so kam eine Kugel ganz von ohngefähr aus der Stadt und fuhr dem unglückseligen Scheick durch das Herz. Als er fiel, so war sein letztes Wort seine geliebte Lela, und hiermit gab er den Geist auf.

Bariga, welcher über die Grösse des Geistes eines Mannes ausnehmend gerührt wurde, den er für einen Wilden erkannte, machte sich die Bestürzung zu Nutze, welche sein Tod unter den Mauern verbreitet hatte, zog sich zurück, und stürzte alles über einen Haufen, was ihm nur im Wege war. Als er sich nun endlich seiner Undankbarkeit schämte, so hob er die Hände gen Himmel, beklagte das Schicksal seines edelmüthigen Feindes und befahl einen Waffenstillstand, damit die Mauern ihren so vortreflichen als unglückseligen Feldherrn wegführen könnten.

Eben zu der Zeit, als Montaleb als ein siegender Held des Lebens Ende unter seinen Feinden fand, erholte sich die Lela wieder aus ihrer Ohnmacht, und fragte so gleich nach ihren Gemahle, ohne welchen ihr Leben eine beständige Trauer seyn und sie mit ewiger Unruhe quälen würde. Indem sie es nun ihr beständiges Geschäfte seyn ließ, den dürftigen Wohlthaten angedeihen zu lassen; oder dem Himmel ihre Gelübde that; so glaubte sie, hierdurch dasjenige Unglück abzuwenden, welches ihr schon so lange zuvor geahndet hatte.

So

So bald sie nun inne wurde, daß die Armee wieder zurück kam, so konnte sie vor Ungedult nicht länger verziehen, sondern eilte derselben so gleich entgegen; aber, o! welch ein abscheulicher Anblick vor eine brünstig Verliebte, vor eine zärliche Ehegattin! Acht Sclaven mit einer traurigen und niedergeschlagenen Mine, trugen den entseelten Leichnam ihres geliebten Montaleb, auf den blutigen und zerrissenen Fahnen, die er erbeutet hatte, und welche die traurigen Beweise eines Helden waren, der nunmehr sein Leben beschlossen hatte. Der ganze Zug näherte sich nur allmählig mit langsamen Schritten; die Truppen marschirten mit verkehrtem Gewehre um der Leiche neben her in der allertiefsten Stille.

Bey dem Anblicke dieses betrübten Gefolges, konnte sich die Lela ihres Klaggeschreyes nicht mehr enthalten, sondern erfüllete die Luft mit Wehklagen und Seufzen. Ach! unglückseliger Montaleb, rief sie mit einer durch Seufzer erstickten Stimme: ist dieses die Frucht desjenigen Sieges, nach welchem dein Herz so sehr .. verlanget hat? .. Was ist nunmehr derjenige tapfere Africaner, welcher die Ehre und der Trost seines Vaterlandes war? ... Derjenige tugendhafte und getreue Ehegemahl .... der die Seele und Glückseligkeit meines ganzen Lebens war? .. Der unerschrockene und großmüthige Held, welcher bey seinen Feinden so wohl Bewunderung als Schrecken erregte? ;; Ach! ;; jetzt ist er weiter nichts, als ein bloser Schatten ;; Eine Blume, welche die brennende Mittagssonne verzehret, verwelket nicht so schleunig, .. O grausames Schicksal! ;; unerbittliches Geschicke! ;; ist dann dieses die Belohnung, die du der Tugend vorbehalten hast? Waren denn keine andere Opfer solcher Streiche werth! ... Diejenigen schrecklichen Träume, welche mir deine Grausamkeit längst vorher andeuteten, waren gewiß keine irrige Vorstellungen; mein Herz sagte mir dieses mehr denn zu deutlich; warum hat doch der hartgläubige denjenigen Schauder nicht für ein Merkmal seines Todes halten können, den ich wider meinen Willen verspührete? und dem Rathe Gehör geben, den er mir

zu

zu seinem Besten eingab! Ach liebster Montaleb! noch einmal muß ich dich umarmen! ⁘ Warum kann ich doch nicht so gleich meine Seele mit der deinigen vereinigen! ⁘ Mit diesen Worten fiel sie über den Leichnam ihres unglückseligen Gemahl her, und rief ihm mit lauter Stimme und vielen Schluchsen zu; ⁘ netzte sein Gesicht mit ihren Thränen; ⁘ und ergrif darauf denjenigen Dolch, den er beständig in seinem Gürtel zu tragen pflegte, riß ihn wütend heraus, und gab sich damit in einem Augenblicke, ohne daß es jemand verhindern konnte, drey Stiche durch die Brust. Ihre Leute fiengen an, ganz bitterlich zu weinen, und bemüheten sich umsonst, ihr zu Hülfe zu eilen. Bald darauf umgaben sie die Schatten des Todes, ihre Gestalt erblassete, die erstarrenden Augen waren unverwendet auf ihren Gemahl gerichtet, und alle ihre Umstände zeigten von der Annäherung ihres Endes. Zuletzt fassete sie noch alle ihre Kräfte zusammen, um ihren letzten Willen zu erkennen zu geben. „Lasset mich, meine liebsten Kinder, „ ⁘ sagte sie mit einer gebrochenen und durch die Angst des Todes fast erstickten Stimme; „ unterlasset diejenigen „ Bemühungen, . . . mein Leben zu retten, . . . welche „ weiter zu nichts dienen, . . als blos meine Quaal . . „ zu verlängern; . denn alles ist umsonst; . und ich fühle „ schon, . . wie mein Herz . . auf ewig . . zu erstarren „ beginnet . . könnte ich wohl länger leben, nachdem ich „ das verlohren habe; . . was mir am allerliebsten war? „ . . Ach! . . habt ihr jemals einige Liebe gegen euern unglückseligen Scheick, . . und gegen seine . . noch mehr unglückselige . . Gemahlin gehegt; . . so erweiset mir das letzte Merkmal derjenigen Gunst, . . die ich von euch erbitte . . . Ich beschwöre euch demnach, daß ihr mich in eben . . die Gruft versenket, . . welche meinen geliebten Mon . . ta . . leb . . Als sie diese Worte geredet hatte, so verschied sie.

Ende des ersten Theils.

Landesbibliothek
Mecklenburg-Vorpommern
Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1771851236/phys_0256
DFG

ilber; ein jeder der
chielt deren hundert.
chenks war eine aber-
ligkeit unter uns, be-
neidisch, welche we-
kommens einen Vor-
verdienen glaubten;
estehen mußten, daß
und Freyheit zu ver-

mit der Armee auf,
von zween Tagen,
s Chan an, welcher
wurden ihm mit
tellet, welcher, nach-
e Dinge gefragt hat-
Erfüllung desjenigen
elches uns sein Ge-

ey und vierzig Tage,
nd im geringsten än-
urde mit allem Nach-
Chineser vertheidig-
er. Uebrigens ent-
Chan ansteckende
e Tage die Truppen
ich traten ein paar
nd setzten die ganze
er Belagerer stund,
hst diesem der Win-
ter

Landesbibliothek Mecklenburg-Vorpommern Günther Uecker
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1771851236/phys_0257
DFG